XVII. Jahrg. Berlin, den 24. Oktober 1908. Nr. 4.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1908.

Die **Hypotheken-Abteilung** des

Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

9—4 Uhr.

Hamburg. Hotel Esplanade.

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus
Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior
Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.

Gänzlich renoviert

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.



Sämtliche existierende, bezügliche exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene **Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch. Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die **Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak** Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

BÜRO-AUSSTELLUNG

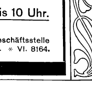
AUSSTELLUNGSHALLEN AM ZOO BERLIN

24. Oktober bis 3. November 1908

PROTEKTOR: EXCELLENZ DELBRÜCK
Kgl. Preuss. Minister für Handel u. Gewerbe

Geöffnet täglich von 10 bis 10 Uhr.

Auskünfte und Kataloge durch die Geschäftsstelle Berlin W. 50 Joachimstalerstrasse 45. ✲ VI. 8164.



Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.



Berlin, den 24. Oktober 1908.

Die Meerengen.

Der Sultan, schrieb Boris Alexejewitsch Galizyn an Peter, seinen Zögling und Herrn, „betrachtet das Schwarze Meer als sein Haus, in dem Fremde nichts zu suchen haben, oder als eine im Harem allen Blicken verborgene Jungfrau; er würde eher seinen Truppen den Befehl zum Krieg als anderen Mächten die Erlaubniß zur Fahrt durch dieses türkische Binnenmeer geben." Das war der Pontos Euxeinos wirklich bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Wer Byzanz hatte, war Herr des Pontos; seit der Türkenkhan auf dem Stuhl des Basileus saß, durfte zwischen Balkan und Kaukasus nur die Halbmondflagge wehen; und so wichtig dünkte die Erben Mohammeds dieser Besitz, daß schon unter Mustafa dem Zweiten, um die Zeit des Friedens von Karlowitz, ein türkischer Staatsmann warnend rief: „Wenn fremde Schiffe je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer durchsetzen, schlägt dem Osmanenreich die Sterbestunde." Diese Weissagung darf man (wie die meisten) nicht wörtlich nehmen. Aus den Dampfkesseln der russischen Flotte zieht der Qualm über den Pontos hin: und noch immer sehen wir die Großmächte um die ungeschmälerte Lebensdauer der Türkei bemüht. Doch schon 1683, ehe Peter in Asow den Schlüssel zu einem Nebenthor des Schwarzen Meeres einsteckte, sprach der baumburger Chorherr Poysel von dem Sultan als von einem Kranken, dem zehn Aerzte (so viele sinds jetzt kaum) mit Diagnosen und Heilmitteln nahen; und ein Jahre danach verglich der Britenbotschafter Sir Thomas Roe das Reich Mustafas dem Leib eines siechen Greises, der sich und Andere über die Gefahr seines Zustandes täusche. (So alt ist das winged word vom Kranken Mann.) Asow, das der zweite Mohammed den Nachfahren Tamerlans abgenommen hatte, ist zwölf Jahre nach dem Frie-

den von Konstantinopel wieder türkisch geworden und erst Münnich hat, mit Annas Heer, den Flecken an der Donmündung, nach sechsmonatiger Belagerung, endgiltig dem Reussenreich erobert. Im Frieden von Belgrad mußte Mahmud ihn, 1739, den Moskowitern abtreten und konnte sie nur noch zur Schleifung der Festungwerke verpflichten. Vorher hatte Montesquieu geschrieben: J'ai vu avec étonnement la faiblesse de l'empire des Osmanlins. Ce corps malade ne se soutient pas par un régime doux et tempéré, mais par des remèdes violents qui l'épuisent et le minent sans cesse. Avant deux siècles cet empire sera le théâtre des triomphes de quelque conquérant. Nachher spöttelte Voltaire, er sei noch lange nicht so krank wie der Türke. Seit die im Harem geborgene Jungfrau von den Russen begehrt, der Pontos den Fremden nicht mehr axeinos, sondern euxeinos ward, dämmerte der Khalifenherrlichkeit der Abend; war die unantastbare Selbständigkeit des Türkenreiches dahin. Katharina hats schon im dritten Lustrum ihrer Regirung erreicht. Der Vertrag von Kutschuk-Kainardji gab 1774 ihrer Handelsflotte das Recht zu freier Schiffahrt im Schwarzen Meer, das, als neun Jahre später der Tatarenkhan geschlagen und die Krim erobert war, zwei Staaten an seinen Ufern herrschen sah, also nicht mehr ein türkisches Binnenmeer genannt werden konnte. Auch nicht ein mare clausum? Die Russen können hinein, doch nicht heraus. Der Sultan hält den Bosporusschlüssel fest in der Hand und sperrt noch immer den Weg, der über Asow und die Krim nach Byzanz führen sollte. Rußland darf im Schwarzen Meer thun, was ihm beliebt, und ist da unangreifbar; darf es aber nicht auf der ins Mittelmeer führenden Straße verlassen und empfindet, noch unter der großen Zerbsterin, die Schmach solcher Käfigfreiheit. Der Pontos muß Rußlands Binnenmeer werden: nach dem Frieden von Jassy wards in Moskau, in Peters Stadt das Feldgeschrei lärmender Patrioten.

Bonapartes Einfall in Egypten und die vor und nach der Gründung des napoleonischen Kaiserreiches bis an die Orientpforte drängende Jakobinergefahr verbündet nach langem Hader dem Sultan den Zaren. Katharinas Sohn Paul schickt Selim dem Dritten die mit viertausend Moskowitern bemannte Flotte nach Konstantinopel, um ihm bei der Abwehr französischer Angriffe zu helfen: und nun öffnen sich Dardanellen und Bosporus endlich russischen Kriegsschiffen. Endlich; einmal. Das Schutzbündniß währt nicht lange; bald liegen die Erben von Byzanz, der im Besitzrecht wohnende und der über den Pontos lugende, wieder in Streit. Bonaparte hetzt, nach Austerlitz, den Sultan in den dritten Krieg gegen Rußland und erlistet, in Tilsit, Alexanders schwärmerisch anbetende Freundschaft. Will den mit wachsendem Ungestüm geforder-

ten Preis aber nicht zahlen. Hardenberg läßt seinen alten Plan der Türkeitheilung durch Kalckreuth wieder vorbringen; Rußland soll Bulgarien, Rumelien, ein Stück der Donaufürstenthümer und die Meerengen bekommen, Oesterreich über Bosnien, Serbien, Dalmatien herrschen, Frankreich den Staat der Hellenen und die Inseln seinem Imperium einfügen. Doch was konnte Alexander, nach Jena, von Preußens Beistand noch hoffen? Zur Erfüllung seines brünstigen Phantastenwunsches vermag nur der allmächtige Korse ihm zu helfen. Der ist dem Sultan verbündet und, im Nimbus seiner Siege, am Goldenen Horn so stark, daß General Sebastiani, sein Gesandter, den Aufruhrversuch des englischen Kollegen mit einem Wort niederzwingt: die Britenflotte, die Arbuthnot, um den französischen Einfluß zu dämmen, ins Marmarameer gerufen hat, muß unter dem Feuer türkischer Batterien abdampfen. Englands politische Moral, die uns jetzt wieder schöne Reden preisen, wird von dieser Episode aus grell beleuchtet: die Sultane sollen in ihren Entschlüssen frei, die Meerengen allen Fremden geschlossen sein, so lange das englische Interesse nicht darunter leidet; nicht eine Stunde länger. Hofft man in London den winzigsten Vortheil davon, dann mag irgendein Admiral Duckworth sein Geschwader bis dicht an die Mauern von Yildiz steuern. Noch ist, im Frühling 1807, der dreiste Handstreich mißlungen. Aber Selim, den hastige Reformsucht den Altgläubigen verhaßt gemacht hat, kann sich nicht halten und wird am siebenundzwanzigsten Maitag entthront. Während einer Truppenschau, an der Alexanders „Paradomanie“ sich in Tilsit weidet, erhält Napoleon von Sebastiani die Meldung. Armee und Volk gegen den Sultan, der sich wider das Verhängniß nicht zu bäumen wagt, und vor Osmans Reich wieder die Gefahr sicheren Verfalls. „Die Vorsehung selbst sendet mir diese Botschaft, um mir zu zeigen, daß die Türkei nicht mehr lebensfähig ist!“ So ruft (nach Savarys Bericht) Bonaparte; und erklärt, Selims Sturz löse ihn, löse sein Gewissen von allen Banden und gestatte ihm, der nicht der Pforte, sondern nur diesem Sultan sich verpflichtet habe, der Orientfrage nach freiem Ermessen die Antwort zu suchen. Wie mag das Schwärmerauge Alexanders, der neben ihm hielt und Sebastianis Rapport lesen durfte, aufgeleuchtet haben! Für kurze Zeit freilich nur. Der Imperator (der, wie Champagny an Caulaincourt schrieb, die Türken nie geliebt, immer für schädliche Barbaren gehalten hat) wurde zwar sentimental und schien bereit, dem neuen Freund alles Ersehnte gern zu gewähren. Er hatte im Occident Grenzen und Throne verrückt und war berufen, auch im Orient nun nach seinem Belieben Ordnung zu schaffen. Rußland durfte zu dieser organisatorischen Arbeit mitwirken; doch

das Tempo wollte er selbst bestimmen. Hier begann Alexanders Enttäuschung. Die Türken, so dozirt Laetitias Sohn dem Enkel Katharinas, gehören nicht nach Europa, sind auf unserem hellen Erdtheil ein häßlicher Fleck und müssen nach Asien zurückgedrängt werden. Aber langsam; ganz langsam. Einstweilen darf man sie nur „komprimiren"; ihnen ein paar Provinzen nehmen, in denen sie noch belästigen, doch nicht mehr herrschen. Eine richtige Theilung wäre heute noch eine allzu gefährliche Operation, die zunächst den franko-russischen Bund lockern, die Freunde in einen Interessenstreit verwickeln könnte. Rußland mag sich des Besitzes der Moldau und der Walachei freuen, vielleicht auch vom Bulgarenland einen Fetzen für sich abreißen. Frankreich kann sich in Bosnien Dalmatien, Albanien, Griechenland sättigen. Vielleicht; ganz sicher ist er seiner Sache nicht (mon système sur la Turquie chancelle et est au moment de tomber, schreibt er an Talleyrand). Fühlt, zum ersten Mal, tief aber die Nothwendigkeit des Friedens, der ihm doch, sobald das Orientproblem Europa aufrüttelt, wieder entgleiten muß. Wenns unvermeidlich wird, wenn England mit anderen Mitteln nicht zu bändigen ist und er im Baltikum oder auf Asiens altem Boden die russische Macht gegen den Todfeind braucht, bleibt keine Wahl: muß er dem Zaren den Weg an das Ziel seiner Sehnsucht bahnen. Noch aber möchte er ihn mit einer Hoffnung füttern. Unaufschiebbare Pflicht ruft nach Paris. Alexander hat seinen Besuch zugesagt. Da kann man in aller Ruhe über den großen Gegenstand weiterreden. Pauls Sohn schlürft gierig den Zaubertrank, den der Korse kredenzt. Begehrte nicht schon Katharina den moldo-walachischen Zuwachs? Der Gossudar, der dem Reich diese Beute bringt, braucht selbst nach Niederlagen nicht zu zittern. Und Alexander Pawlowitsch glaubt sich des Freundes sicher; „ich erwarte keinen allzu starken Widerstand gegen meine Auffassung (schreibt er an Peter Tolstoi), denn sie entspricht dem Interesse und der Meinung des Kaisers". Frankreich wird zwischen der Pforte und Rußland zu vermitteln suchen. Ist ein anständiger Friede nicht zu erlangen, so muß man wieder an die Theilung denken; fürs Erste aber darf dieser Gedanke noch nicht ans Licht. Daß er in Tilsit erörtert wurde, bezeugt De Clercq (Recueil des traités de la France) durch die Anführung der Sätze, die aussprechen, daß die beiden Kaiser, wenn der gewünschte Friede nicht durchzusetzen ist, „sich verständigen werden, um alle europäischen Provinzen des Osmanenreiches, außer Rumelien und der Stadt Konstantinopel, dem drückenden Türkenjoch zu entreißen." Mit dem ernstesten Eifer muß zunächst aber, auch in London, Alles versucht werden, pour procurer à l'humanité le bienfait de la paix (wie es im vierten Artikel des tilsiter Geheimvertrages

vom siebenten Juli 1807 heißt). Am neunten Juli, vor der Abreise nach Königsberg, empfiehlt Napoleon der Türkei die Beschleunigung des Waffenstillstandes. Vier Monate danach diktirt er einen Zusatz zu der an Caulaincourt zu sendenden Instruktion und sagt darin, er wünsche, der Türkei ihren Besitzstand zu erhalten, im Nothfall sich aber mit Rußland allein, ohne Oesterreichs Dreinrede, über den Theilungplan zu verständigen. „Das Liebste wäre dem Kaiser, wenn die Türken in friedlichem Besitz der Walachei und der Moldau bleiben könnten; da er aber den Zaren so fest wie möglich an sich knüpfen möchte, würde er ihm die beiden Provinzen, gegen eine in Preußen zu suchende Kompensation, schließlich überlassen. Er steht dem Gedanken an eine Theilung des Türkenreiches sehr fern, hält ihn sogar für verhängnißvoll, will aber nicht, daß Sie ihn im Gespräch mit dem Zaren und mit dessen Minister rückhaltlos verdammen. Sie sollen nur nachdrücklich auf die Motive hinweisen, die für die Vertagung sprechen. Dieser uralte Plan des russischen Ehrgeizes kann Rußland an uns kitten: deshalb müssen Sie sich hüten, den Petersburgern Muth und Hoffnung ganz zu nehmen." Ehe diese Instruktion an die Newa gelangt, hat Alexander mit England gebrochen und in Paris, durch den Mund Savarys, des Herzogs von Rovigo, als Theilzahlung die Donaufürstenthümer verlangt. Schon fühlt auch Napoleon, daß er Etwas thun muß, um den Zaren fester an sich zu binden. Savary hat ihm berichtet: „Der Kaiser und sein Minister Graf Rumanzow sind unsere einzigen zuverlässigen Freunde in Rußland; es wäre gefährlich, diese Wahrheit zu verschweigen. Das Volk würde gern wieder nach den Waffen greifen und für einen Krieg gegen Frankreich neue Opfer bringen." Verstimmt man den impulsiven Selbstherrscher, so kann Rußland, das in seinem Verhältniß zu Frankreich zwischen Hitze und Frost, Intimität und Haß hin und her schwankt, morgen zum Feind übergehen. Das muß verhindert und dennoch die Theilung der Türkei aufgeschoben werden. Sonst wird die Beute des Adlers zu klein. Bosnien, Albanien, Griechenland, Epirus: für Frankreich wärens Kolonien, nicht Provinzen. Seit Bonaparte in Kairo war, sieht er Egypten als einen Theil des Franzosenreiches. Noch aber ist die Zeit zur Rückeroberung nicht gekommen. Läßt er den Kranken Mann jetzt sterben, dann langt der Britenleu, dessen Pranke bis nach Malta, Sizilien und in die Adria reicht, nach dem in der Todesstunde des Khalifates herrnlosen Gut. Bevor ein französisches Heer in Konstantinopel und Saloniki wäre, hätte England die Hand auf Egypten, Cypern, Kandia, vielleicht auf die Dardanellen und das ganze Küstenland der Osmanen gelegt. Diese Erwägung, schrieb Champagny, hat den Hauptgrund geliefert, den der Kaiser gegen die Theilung der Türkei an-

führt. Mag der Zar also in der Walachei und der Moldau bleiben: der Herr des Occidents wird sich den Landfetzen, der ihm zur Entschädigung gebührt, nicht aus dem Osmanenleib schneiden, sondern Schlesien nehmen. Das war beschlossen, als Caulaincourt in Petersburg Savary ablöste. In der ersten Instruktion, die er empfing, steht der Satz: „Preußen hätte dann nur noch zwei Millionen Einwohner; genügen die etwa nicht für das Glück des Königshauses und muß es sich nicht, in seinem eigensten Interesse, so schnell wie möglich in die äußerste Resignation und in die Rolle einer kleinen Macht gewöhnen, da alles Mühen, den verlorenen Rang zurückzugewinnen, den preußischen Stämmen nur nutzlose Sehnsucht und Qual bereiten könnte?" (So hat, einundzwanzig Jahre nach Fritzens Tod, ein Kondottiere über Preußen zu sprechen gewagt. Discite, moniti!) Schlesien? Das würde den von Warschau aus reorganisirten Polenstaat stärken. Niemals. Caulaincourt findet für diesen Plan weder beim Zaren noch bei Rumanzow Gehör und muß im Februar 1808 seinem Herrn melden, daß Alexander an der Donau bleiben, über Schlesien aber nicht einmal reden will. Daß er den Sanften nie so finster sah. „Wenn wir Berlin gefordert hätten, wäre die Wuth vielleicht kleiner gewesen."

Die Meldung fällt in eine der hellsten Stunden des Riesenhirns. Aus zornigem Auge blickt Bonaparte auf das Inselreich, das nicht zu überlisten, nicht ins Herz zu treffen ist. Wenn ers in Asien zu treffen, in Indien ihm die Aorta zu zerschneiden vermöchte! Dachte er daran schon, als er den Russen Konstantinopel weigerte, weil der Besitz dieser Stadt die Weltherrschaft sichere? Jetzt denkt er dran; ahnt die Wahrheit des Wortes, daß an den Mauern von Konstantinopel der Kampf um Indien beginnt; und träumt seinen größten Caesarentriumph. Rußland und Frankreich zu gewaltiger Anstrengung vereint, die Türkei zerstückt, Persien und Afghanisten unterworfen und von den Hochplateaux am Euphrat mit der ungeheuren franko-russischen Heermasse durch rasch bezwungenes Barbarenland bis an den Indus. Wer weiß, ob dieser endlos scheinende Weg nicht schneller ans Ziel führt als der kurze Pas de Calais? Der tolle Paul Petrowitsch hatte in seinen letzten Lebenstagen den Gedanken an einen franko-russischen Kriegszug durch Asien gehätschelt. Seitdem ist der Sultan der Freund Bonapartes geworden, hat der Perserschah von ihm Drillmeister für sein Heer erbeten, Hilfe gegen England angeboten und sich (in einem von dem persischen Sondergesandten in Warschau unterzeichneten Vertrag) verpflichtet, einem gegen Indien marschirenden Franzosenheer als guter und getreuer Bundesgenosse freien Durchzug zu gestatten. Das war keine Lagerposse: General Gardane wird nach Persien geschickt, um den Vertrag

ratifiziren zu lassen und die Möglichkeit solchen Heereszuges zu prüfen. Und nun ist auch der Weiße Zar Napoleons Freund geworden. Frankreich, Rußland, Persien: damit konnte man die Briten mindestens einschüchtern und zu Verhandlungen treiben, die ihr Hochmuth noch immer weigerte. Doch der Zar heischt Bezahlung. Ihm zu Liebe den Kranken Mann töten? Nein. Noch ists zu früh. Da Alexander von dem schlesischen Plan nichts hören will, muß man ihn hinhalten und inzwischen Oesterreich zu umgarnen suchen. Rußlands Herrschaft über die Donaufürstenthümer, hat Bonaparte einmal zu Klemens Metternich gesagt, bereitet die Basis, auf der Frankreich und Oesterreich sich eines Tages verständigen werden; wenn die Russen in Konstantinopel stehen, braucht Ihr uns gegen sie, brauchen wir Euch, um das nöthige Gegengewicht herzustellen. Kaiser Franz ist kein Mann kräftiger Initiative; muß sich aber sagen, daß er nicht müßig zusehen darf, wenn der Türke, in dem er einen schwachen und drum bequemen Nachbar ungern verlöre, erdrosselt und ausgeraubt wird. Für jeden Fall ist Wien durch Metternich nun vor dem russischen Anschlag gewarnt. Zur selben Zeit erhält Caulaincourt die Weisung, den Wünschen des Zaren noch weiter entgegenzukommen und keine unüberwindliche Abneigung von dem Plan der Türkeitheilung zu verrathen. Da, unter dem Eindruck der stolzen Thronrede, die das Britenparlament eröffnet, schäumt das Blut des Korsen heiß auf. Der alte Feind muß endlich vernichtet werden. Alexander heischt Bezahlung? Er soll sie haben. Selbst wenn er den höchsten Preis fordert. Am zweiten Februar schreibt ihm Napoleon: „Gegen Rußland spüre ich nicht die leiseste Regung der Eifersucht; ich wünsche ihm Ruhm, Glück und Gebietszuwachs. Mit allen Kräften will ich ihm bei jeder Vorschiebung seiner Grenzen nach der Schwedenseite helfen. Wenn wir fünfzigtausend Mann, Russen, Franzosen, vielleicht auch ein paar Oesterreicher, über Konstantinopel nach Asien schicken, zwingen wir England vor dem Kontinent auf die Knie. Wer ein so hohes Ziel erreichen will, muß alles Nothwendige vorher vereinbaren; dazu bin ich bereit. Am ersten Mai können unsere Truppen in Asien, kann auch ein russisches Herr in Stockholm sein Dann werden die aus der Levante verjagten, in Indien bedrohten Briten unter der Wucht der Ereignisse vernichtet, mit denen die Atmosphäre geladen sein wird.“ Das Bild ist nicht schön; aber der Rhythmus der Rede kann einen Alexander hinreißen. Und schon wird die dalmatische Armee verstärkt und befohlen, in Epirus die Landungmöglichkeiten, in Albanien die Heerstraßen genau zu studiren und im östlichen Winkel des Mittelmeeres Alles für den Kriegsfall vorzubreiten. In einem Brief an Decrès deutet der Kaiser den Entschluß an, durch die Türkei nach In-

dien zu ziehen. Und Tolstoi hört (nach einer Wuthszene, in der er geschworen hat, Preußen und Warschau an dem selben Tag zu räumen, wo Rußland seine Truppen aus der Walachei und Moldau zurückzieht) den Satz: „Bin ich erst am Euphrat, dann giebts auf dem Weg nach Indien kein Hemmniß mehr; daß dieses Unternehmen den Alexander und Tamerlan mißlungen ist, beweist gar nichts: man muß eben Besseres leisten als sie.“ Der Held von Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland, Tilsit darf so sprechen; darf sich für ein Schlachtfeld rüsten, das von der Ostsee bis nach Kleinasien, vom Atlantischen bis an den Indischen Ozean sich dehnen soll. Einen tourbillon du monde sieht er voraus; dieser Weltwirbel wird Britanien entkräften, entmuthigen und zur Anerkennung der neuen Imperatorenmacht zwingen. Der auf Sankt-Helena Eingekerkerte hat bestritten, daß er je bereit gewesen sei, Konstantinopel („das durch seine Lage zum Centrum der Weltherrschaft bestimmt ist“) den Russen auszuliefern. Doch wir wissen von Tolstoi, Metternich und Narbonne, daß der Kaiser dazu bereit war. Wenn Alexander sich nur um diesen Preis zu dem von Caulaincourt geforderten Keulenschlag auf das Haupt Britanias entschloß, sollte er ihn haben. Frankreich würde, zu seiner Sicherheit, dann die Dardanellen besetzen oder von Oesterreich bewachen lassen. Der Pontos Euxeinos ein russischer, vom Dardanellenwächter im Nothfall zu schließender, das Mittelmeer ein französischer See: Das war das letzte Ziel des Korsen. Rußland konnte von ihm den Schimmer der Byzantinererbschaft haben, nie deren wesentliche Macht. Er wollte ihm die Donaumündungen ohne Serbien, Bulgarien ohne Rumelien, Konstantinopel ohne die Dardanellen geben. Zu Narbonne hat er gesagt: „Jai voulu refouler amicalement la Russie en Asie: je lui ai offert Constantinople.“ In Asien sollte es England das Leben schwer machen, in Südosteuropa sich an der vorgeschobenen Flanke Oesterreichs zerreiben. Dann war Frankreich im Mittelmeer ungefährdet und aus der europäischen Hegemonie fürs Erste nicht zu verdrängen.

Caulaincourt hat ausführlich erzählt, welche Wonneschauer den Zaren beim Lesen des Briefes vom zweiten Februar schüttelten. Alexander, der gestern noch mit den Donaufürstenthümern zufrieden war, sieht sich heute schon als Herrn von Byzanz, auf dem von Katharina vergebens begehrten Sitz, als den Heros, der den alten Traum der Ahnen in Wirklichkeit wandelt. „Voilà de grandes choses!“ „Voilà le grand homme!“ „Voilà le style de Tilsit!“ Noch abends, auf dem Hofball, die selbe Ekstase. Leis aber meldet sich bald das Mißtrauen. Was wird aus Schlesien? Ists am Ende nicht besser, aus Konstantinopel eine Freie Stadt zu machen? Dafür ist Rumanzow frei-

lich nicht zu haben: er verlangt Konstantins Stadt mit dem Doppelverschluß am Bosporus und in den Dardanellen; dann mag Oesterreich das ganze Serbien annektiren und Makedonien und Rumelien mit Frankreich theilen, dem außerdem Bosnien, Syrien, Egypten zufallen soll. Ohne die Meerengen ist die Verständigung aber nicht möglich. Auch nicht mit Alexander. Der hat seinen Vortheil erkannt. Seit hundert Jahren strebt Rußlands Ruhmsucht nach Konstantinopel, Rußlands Interesse nach den Meerengen. Beides hat die Eifersucht der europäischen Mächte ihm stets geweigert. Jetzt hats nur mit dem einen Mann zu rechnen, der Reiche zerstört und Reiche gründet: und dieser sonst Allmächtige ist im Kampf gegen England auf russische Hilfe angewiesen. Solche Gunst der Stunde kehrt nie vielleicht wieder. Nur ein Tropf gäbe da nach. Doch der Botschafter ist nicht minder zäh. Halbe Tage lang sitzt er dem Grafen Rumanzow, der die Ministerien des Auswärtigen und des Handels leitet, gegenüber; und die beiden Männer, die nach kurzer Debatte über die Vergebung ungeheurer Flächen einig sind, kommen von der „Katzenzunge" (so nennt der Russe die Halbinsel Gallipoli) nicht los. Noch einmal bestürmt Caulaincourt, im März, den Zaren selbst; erhält aber die Antwort: „Nehmt in Asien, was Ihr wollt; wenn ich die Meerengen nicht habe, ist Alles, was Ihr mir geben könnt, werthlos." Nun kann der Botschafter nicht länger zweifeln. Am sechzehnten März schreibt er an seinen Kaiser: „Eure Majestät mag Italien, vielleicht sogar Spanien Ihrem Reich eingliedern, neue Dynastien und Königreiche gründen, für die Eroberung Egyptens die Mitwirkung der zarischen Land- und Seemacht fordern, alle erdenklichen Bürgschaften verlangen, mit Oesterreich jedes beliebige Tauschgeschäft machen und einer Welt einen Platzwechsel aufzwingen: das Alles wird Rußland, nach meiner Ueberzeugung, ruhig mitansehen, wenn es Konstantinopel und die Dardanellen bekommt." Er hat, im Sommer, die Debatte wieder aufgenommen und aus Alexanders Mund noch einmal gehört: „Ich brauche den Schlüssel zu meinem Haus. Wenn Frankreich die Dardanellen hat, verliere ich mehr, als ich gewinne." In Erfurt ist von dem Theilungplan, der den Hauptgegenstand der Zwiesprache liefern sollte, dann gar nicht mehr geredet worden. Alexander und Rumanzow hatten erkannt, daß die selbständige Expansion ins Donauland größeren Nutzen verheiße als ein weitschichtiges System kombinirter Eroberungen, das dem Freund aus Westen schließlich doch den Löwentheil eintragen mußte.

Zwei Jahre nach der von Arbuthnot und Duckworth versuchten Ueberrumpelung hat (in dem Vertrag vom fünften Januar 1809) Sultan Mahmud der Zweite sich verpflichtet, allen Mächten, ohne Ausnahme, die Meer-

engen zu sperren. Nur unter der Bedingung, daß „diese alte Regel des Osmanenreiches“ nicht durchlöchert wird, will England den Eingang nicht wieder forciren. Seitdem gehören die Schlüssel nicht mehr dem Herrn der Pforte; strebt der in Europa gerade Uebermächtige nach der Herrschaft über den Bosporus und die Dardanellen. Als Mahmud die Russenflotte zum Schutz gegen Ibrahim Pascha ans Goldene Horn gerufen und hinter dem Wall der ausgeschifften Moskowiter den Rebellen abgewehrt hat, muß er, am zehnten Juli 1833, den von Orlow entworfenen Vertrag unterschreiben, der ihm auch für den Fall neuer Fährniß Rußlands Beistand sichert und als Entgelt nur fordert, daß kein fremdes Kriegsschiff unter irgendeinem Vorwand je in die Dardanellen einfahren darf. Dieses Verlangen war nöthig geworden, weil die Hohe Pforte im siebenten Artikel des Vertrages von Adrianopel versprochen hatte, die seit 1809 geltende Meerengensperre wieder aufzuheben und die Durchfahrt allen Schiffen zu gestatten, die aus russischen Häfen kommen oder nach russischen Häfen steuern. Also nicht nur denen, die Rußlands Flagge zeigen. Eine lästige Klausel; die der Zusatzartikel zum Vertrag von Hunkiar-Iskelessi denn auch beseitigt hat. Seit dem zehnten Juli 1833 war Rußland Herr der Meerengen; es hatte, nach Guizots Wort, aus dem Türken einen Klienten gemacht, der das in einen russischen See umgewandelte Schwarze Meer bewachen und jedem möglichen Feinde des Zaren das Thor sperren, ihm selbst aber ohne Murren öffnen mußte, wenn er Schiffe und Soldaten ins Mittelmeer senden wollte. Der britische Rival hat dieses Vorrecht nicht lange geduldet. Palmerston regirt. Hat den Schlüssel zum Rothen Meer schon in die Tasche gesteckt: Aden, das Gibraltar des Ostens, ist englisch geworden. In dem Streit zwischen Mahmud und Mehemed Ali hat er natürlich die Partei der Türken gegen den Egypter genommen. Doch Hafiz, der Türkenfeldherr, wird im Juni 1839 von Mehemeds Sohn Ibrahim geschlagen, weil er, wider den Rath des Hauptmanns Moltke, versäumt hat, das Egypterheer bei einem Umgehungversuch in der Flanke anzugreifen, und sich, abermals gegen den Rath Moltkes (der deshalb aus seinem Amt scheidet), weigert, die Truppen in die feste Stellung am Euphrat zurückzuführen. Noch ehe die Schreckenskunde ins Serail gelangt, stirbt Mahmud, ein schwächlicher Jüngling steigt auf den Thron und vor Alexandria verbrüdert die türkische sich der egyptischen Flotte Was wird nun aus Osmans Reich? Den fünf Großmächten scheint es noch immer eine „europäische Nothwendigkeit“; drum ermahnen sie es feierlich (in einer Kollektivnote vom siebenundzwanzigsten Juli 1839), Europas Spruch abzuwarten, ehe es vor dem Rebellen die Waffen strecke. Metternich sieht sich schon einem Kongreß,

dessen Schauplatz ja nur Wien sein kann, präsidiren. Palmerston hofft, den allzu siegreichen Egypter, den Frankreich schonen möchte, zu demüthigen und zu schwächen, da er leider nicht mehr ganz zu vernichten ist. Preußen will unter allen Umständen neutral bleiben und sich auf moralische Unterstützung aller Versuche beschränken, das Orientproblem friedlich zu lösen. Und Rußland? Die Tage Bonapartes sind fast schon vergessen. Auf dem Thron Alexanders sitzt Nikolai; ein Mann ganz anderen Schlages. Der merkt, daß er allein im Orient nicht viel erreichen kann, und will sich mit England verständigen.

Ernstlich oder um listig einen nutzbaren Schein zu schaffen? Der Gossudar ist auf Europens Boden der letzte Tyrann. Denn Abd ul Medjid hat, auf den Rath Reschids, der als Gesandter in London die Macht der Presse schätzen lernte, die Unterthanen mit einer Magna Charta beglückt, in der Gleichheit vor dem Gesetz, Sicherheit der Person und ihrer Habe, geringere und gerechter zu vertheilende Kriegsdienst- und Steuerlast und andere schöne Dinge zugesagt waren. Wenn Du, erhabener Herr, diesen Hattischerif von Gülhane unter dem Donner der Geschütze beschworen und ans Licht gebracht hast, wird das ganze Abendland Dich rühmen und auf Druckpapier Dir bescheinigen, daß Du noch liberaler denkst als Dein Gegner Mehemed Ali; ob und in welchem Umfang das Versprechen eingelöst wird, können wir in gemächlicher Ruhe dann überlegen. So mag Reschid gesprochen haben. Ein Schlaukopf, den auch Abd ul Hamid wohl noch bewundert und dessen Kunststück bis in unsere Tage fortwirkt. Sobald die Türkei seitdem in enge Bedrängniß gerieth, hat der Sultan Reformen oder gar eine andere Verfassung eingeführt, die ihm aus allen Flachländern des Liberalismus den einem Gonfaloniere der Freiheit gebührenden Ruhm heimtrug und von der im Bereich des Halbmondes nicht mehr lange die Rede war. Für solche Mittel war Nikolai nicht flink und nicht feig genug; die ließ er getrost den Sklavenseelen der Westanbeter. Er wollte Selbstherrscher bleiben; doch auf seiner schwarzen Erde nicht länger die Vogelscheuche sein, von der in Europa alle frechen Spatzen ihr Spottlied sangen. Das war durch ein Bündniß mit England vielleicht zu erreichen; sonst nicht. Und wenn er die gelockerte entente cordiale der Westmächte völlig zerstörte, war das jakobinisch verseuchte Frankreich ohne Schwertstreich zu ducken. Er lehnt Metternichs Einladung zum Kongreß schroff ab und läßt Palmerston durch Brunnow sagen, er sei bereit, den Vertrag von Hunkiar-Iskelessi durch ein neues Abkommen zu ersetzen, das in Friedenszeit beide Meerengen schließt, nach Ausbruch eines Türkenkrieges jeder Großmacht gestattet, vier Schiffe ins Marmarameer zu schicken; nur Rußland soll, als der berufene Schutzherr der Pforte, das Recht haben, acht

Schiffe nach Stambul zu senden. Palmerston runzelt die Stirn; findet den Vorschlag aber diskutabel und versammelt, im Februar 1840, die londoner Vertreter der großen Mächte zu europäischem Rath. Das Osmanenreich soll erhalten, der [illegible] Pascha auf Egypten und einen syrischen Kreis beschränkt werden. Wuthausbruch in Paris. Das treulose Albion hat uns verrathen; mit einem Lande, das sich in den Dienst Rußlands erniedert, ist eine entente cordiale nicht mehr möglich. Am fünfzehnten Juli sind Britanien und Rußland, Oesterreich und Preußen einig. Mehemed Ali wird gezwungen, sich mit Egypten und dem Paschalik Akkon zu begnügen; die Meerengen bleiben im Frieden geschlossen und werden im Kriegsfall nach Vereinbarung geöffnet. Frankreich war von den Berathungen ausgeschlossen. Das Land Bonapartes! Der Volkszorn braust auf, Thiers fordert einen Kriegskredit, läßt Anleihen ausschreien und Truppen ausheben, Louis Philippe selbst, der bedächtige Krämer, zetert, so lange Frankreich isolirt sei, sitze Europa auf einem Pulverfaß, und Louis Napoleon wähnt die Stunde zu einem zweiten Kronenraubversuch gekommen. Palmerston ist an unhöflichen Widerspruch nicht gewöhnt. Noch einmal flackert der alte Feuerbrand auf. „Was die vier Mächte fordern, ist nicht vom Eigennutz, sondern nur von der Gerechtigkeit diktirt", schreit der skrupellose Lord über den Kanal; und erwirkt drei Wochen danach ein Zusatzprotokol, in dem die Vier feierlich erklären, daß sie im Orient nichts für sich erstreben. Vergebens. Schon hat an der syrischen Küste die Kooperation der Flotten Englands und Oesterreichs begonnen. Diese Vorstellung erträgt Thiers nicht. Lieber im Rhein als im Rinnstein sterben, ruft er; und schickt an Guizot nach London eine Instruktion, in der es heißt: „Fragt von Kadix bis an die Ufer der Oder und der Elbe die Völker: und sie werden Euch antworten, daß der Bund der Westmächte zehn Jahre lang den Frieden gewahrt, die Unabhängigkeit der Staaten gesichert und die Freiheit der Völker niemals gefährdet hat." Dieser Bund sei nun zerrissen und durch eine der Koalitionen ersetzt, die Europa allzu lange mit Blut besudelt haben. Mit der Warnung vor nationaler Schande, vor unabwaschbarer Beschmutzung der von der Revolution eroberten Reichskleinodien noch auf der Lippe fällt der Minister (den sein zager König heimlich gestoßen hat), Guizot bildet das neue Kabinet; und kann erleichtert aufathmen, als bald danach, in den ersten Novembertagen, die Meldung von den syrischen Siegen der Verbündeten kommt und ein paar Wochen später der tapfere Kommodore Napier die Unterwerfung Mehemeds erzwingt. Eine für den Gallierstolz schmerzliche Entscheidung; doch eine Entscheidung. Jetzt kann Frankreich das Märzprotokol unterschreiben, das dem Pascha Egypten als vererbbaren Besitz und Akkon für

Lebenszeit zusagt. Kann es auch über die Hauptfrage der Orientpolitik sich mit den vier Mächten einigen. Der Londoner Vertrag (convention des détroits) vom dreizehnten Juli 1841 bestimmt, daß in Friedenszeit jedem nicht der Türkei gehörigen Kriegsschiff die Meerengen verriegelt sind. Rußlands Kriegsschiffe dürfen nach dieser neueren Völkerrechtssatzung nicht anders behandelt werden als die jedes christlichen Reiches. Ausnahmen darf die Hohe Pforte nur für die leichten Fahrzeuge der Gesandtschaften zulassen; jede Signatarmacht hat das Durchfahrtrecht für ein Schiff dieser Klasse. Sieg Rußlands? Nesselrode, Nikolais Kanzler, hats behauptet. „Nur zum Schein ist der von England und Frankreich so heftig bekämpfte Vertrag von Hunkiar-Iskelessi vernichtet worden. Der neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der den Kriegsschiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jeden Angriff von der Seeseite sichert, verewigt in anderer Form das Wesen des alten Abkommens." Das steht in der Denkschrift, die Nesselrode seinem Herrn am fünfundzwanzigsten Jahrestag selbstherrischer Regirung vorlegte; hat aber mehr die Tonfarbe des Jubiläums als der Wahrhaftigkeit. Zwar war der Pontos jetzt ein russisches Binnenmeer, wie er in Peters Zeit ein türkisches gewesen war; doch wieder, wie nach dem Vertrag von Kutschuk-Kainardji, ein Wasserkäfig ohne Ausgang ins Freie. Am Goldenen Horn leuchtet nun England die Sonne. Der Leu dringt siegreich in Asien und Afrika vor und der Khalif muß froh sein, wenn ihn die Tatze streichelt. Britanien hat Frankreich verloren (dessen Julikönigthum unter Guizots verhaßtem ministère de l'étranger hinkümmert), herrscht unangreifbar aber, ein Vierteljahrhundert nach Bonapartes Sturz, im Mittelmeer und am Indus; und als Brunnow in London eine Verständigung über die asiatischen Machtsphären Rußlands und Englands anregt, sieht er um Wellingtons und Palmerstons Mundwinkel ein frostiges Lächeln. Wer sich auf einem Großgut die Erste Hypothek gesichert hat, braucht die Verständigung mit den Darleihern kleiner Beträge nicht zu beeilen.

Der Meerengenvertrag sollte nicht eine Garantie, doch eine Anerkennung des ungeschmälerten Sultansrechtes sein: „une preuve manifeste du respect que les puissances portent à l'inviolabilité de ses droits souverains." Diese souverainen Rechte müßten dem Großherrn gestatten, nach seinem Belieben die Meerengen zu öffnen und zu schließen. Er darfs nicht; hat sich den Signatarmächten zu einer Regel verpflichtet: ist an der empfindlichsten Stelle seines Rechtsbezirkes also nicht mehr frei. Daran hat auch der Krimkrieg nichts geändert. Der dritte der „Vier Punkte", über die England, Frankreich, Oesterreich sich am achten August 1854 geeinigt hatten, forderte die Revision des Meerengenvertrages. Auch im Pontos Euxeinos sollte Rußland nicht

mehr allmächtig sein: sonst erzwang es eines Tages doch den Seeweg nach Konstantinopel. Deshalb wurde die numerische Begrenzung der im Schwarzen Meer heimischen Flotte verlangt. Nikolai lehnte die Zumuthung wüthend ab. Nach Rußlands Niederlage bei Inkerman legt der österreichische Generalstabschef Freiherr von Heß dem Kaiser Franz Joseph eine Denkschrift vor, in der er erklärt, auf dem Balkan sei jetzt, da Rußland die Donaumündung verloren habe, etwas für Oesterreich Nothwendiges oder auch nur Nützliches nicht mehr zu erlangen. Sechs Tage danach weiß man in der Hofburg, daß der Zar die Vier Punkte annimmt. Jetzt könnte Oesterreich sich von den Westmächten lösen, denen die Furcht vor einem russischen Angriff auf die Donaufürstenthümer es zu verbünden droht. Doch Graf Buol-Schauenstein will dieses Bündniß und bestimmt, nach dem Anerbieten seines Rücktrittes, Franz Joseph am zweiten Dezember zur Unterschrift. Louis Napoleon ist selig: auch Habsburg gehört nun, wie das englische Haus Hannover, zu seinem Concern. Friedrich Wilhelm möchte am Liebsten sein Heer gegen Oesterreich mobil machen und schreibt, noch als der erste Aerger verraucht ist, an den Herzog von Koburg: „Nach dem frechen Hintergehen durch Oesterreich unterhandle ich mit der Macht nicht mehr; die Lehre war zu stark.“ Nikolai läßt das Bild des Kaisers von Oesterreich aus seinem Arbeitzimmer entfernen und schenkt eine Statuette, die den jungen Franz Joseph darstellt, vor Zeugen seinem Kammerdiener. Sobieski und ich (so pfaucht er den Vertreter Habsburgs an) waren die dümmsten aller Polenkönige; sonst hätten wir Oesterreich nicht aus der Türkennoth gerettet. Was Franz Joseph zu Gortschakow und Edwin Manteuffel über seine friedlichen Absichten sagt, verhallt fast ungehört. Sein eigener Generalstabschef glaubt an einen nahen Offensivkrieg gegen Rußland. In einem Brief an Buol spricht Heß die Ueberzeugung aus, daß der Plan der Westmächte, Rußland zur Verminderung seiner Pontosflotte und zur Desarmirung der Binnenmeerküste zu nöthigen, auch nach einer völligen Niederwerfung des Zarenreiches mißlingen werde. Drei Monate danach, als in Wien der Kongreß der fünf Mächte tagt und dem Zaren die Gewalt übers Schwarze Meer nehmen will, erhebt Feldzeugmeister Heß noch einmal die warnende Stimme. „Jede Kraft papierener Traktate schwindet in Augenblicken der Krisis.“ (So hat später Bismarck gesprochen; und Alois von Aehrenthal hat nach dem Wort des muthigen Landsmannes gehandelt.) Rußland wird Schiffe und Küstenforts bauen, sobald es wieder die Kraft dazu hat; und ein kluger Staatsmann meidet nutzlose Eingriffe in das Souverainetätrecht einer Großmacht, die solche Schmach stets zu rächen suchen wird. Mag der Zar im Schwarzen Meer so viele Schiffe halten, wie ihm beliebt: er kann Europa nicht schaden, wenn die Großmächte an der bulgarischen

Küste oder am Bosporusausgang einen starken Kriegshafen anlegen. Heß empfiehlt ferner, von der Moldau an die ganze österreichische Grenze zu befestigen; solche Verschanzung wäre ein besserer Schutz als „alle Traktatsbedingnisse, die, theoretisch viel versprechend, dennoch lange vor dem ersten Kanonenschuß bereits gebrochen sind und somit zu nichts werden". Drouyn de l'Huys bemüht sich, Franz Josph für die Ideen Napoleons zu gewinnen (der zuerst selbst nach Wien kommen wollte, „pour faire marcher mon jeune empereur d'Autriche"). Ohne rechten Erfolg. Der Gedanke, Rußland aus dem Pontos zu verjagen, mußte fallen und der französische Minister mit Buols Hilfe einen Vertrag entwerfen, der Rußland und der Türkei im Schwarzen Meer gleiche Rechte, den Signatarmächten die Befugniß gab, in diesem Meer je zwei Fregatten zu halten. Nur den Russen soll der Bosporusausgang, den die Anderen benutzen dürfen, gesperrt sein; nur ihnen ist bei Gefahr des Krieges jede Vergrößerung der Flotte verboten. Wird nun Friede? Nein. Nikolai ist tot, sein weichmüthiger Sohn Alexander hat gelobt, den Namen Gottorp nicht mit entehrenden Bedingungen zu beflecken, und seit dem Februar ist Palmerston, der zähe Siebenziger, Premierminister. Der möchte den Meerengenvertrag zerfetzen, die russische Kriegsflagge aus allen südosteuropäischen Gewässern verbannen, Sebastopol schleifen: und überredet rasch auch Louis Napoleon zur Fortsetzung des Krieges. Franz Joseph will nicht weitergehen. Heß fordert wieder die Befestigung des Hafens von Varna, eine Seefestung am Bosporus und eine starke Schanzenkette von Krakau bis Galatz. Doch Oesterreich hat nicht mehr mitzureden. Am zwölften Juni 1853 ergeht an das Oberkommando der Befehl, das Heer auf den Friedensstand zurückzuführen und sich dann aufzulösen. Am achten September fällt der Malokowthurm. Sebastopol, das Bollwerk des Schwarzen Meeres, ist in der Hand der verbündeten Russenfeinde. Jetzt fordert Oesterreich selbst die Neutralisirung des Pontos; weder russische noch türkische Kriegsschiffe dürfen da weilen; die Häfen nicht militärisch befestigt werden; alle vorhandenen Befestigungen sind zu schleifen. Wenn Frankreich nicht heimlich geholfen hätte, wäre es Nikolais Erben noch übler ergangen. Am dreißigsten März 1856 ist der Pariser Friede zur Unterschrift fertig. Der Sultan erklärt, „daß er des festen Willens ist, in Zukunft den als alte Regel seines Reiches unwandelbar festgestellten Grundsatz aufrecht zu erhalten, der den Kriegsschiffen aller Mächte streng untersagt, in die Meerengen einzulaufen; so lange die Pforte Frieden hat, wird Seine Majestät kein fremdes Kriegsschiff in die Meerengen lassen". Die übrigen Mächte verpflichten sich, „diese Willensbestimmung des Sultans zu achten und sich das verkündete Prinzip zur Richtschnur zu nehmen". Aus-

nahmen werden nur für je zwei leichte Kriegsschiffe jedes Signatarstaates gemacht, die bestimmt sind, an den Donaumündungen die Freiheit der Flußschiffahrt zu wahren. Rußland ist keine Donaumacht mehr; ist im Pontos und im Asow-Meer ohne Fahrzeug und Festung. Britanien triumphirt. Der Krimkrieg hat die Herrschaft des Union Jack besser gesichert, als Nelson und Napier vermocht hatten; und der Kranke Mann braucht im fest verschlossenen, doppelt verriegelten Haus fortan nicht vor dem grimmen Protektor zu zittern.

Drei Lustren lang hat dieser Zustand gewährt. Als Frankreich geschlagen war, schrieb Gortschakow an seinen Agenten nach Tours: „Der Krimkrieg und der Pariser Friede von 1856 waren die ersten Schritte auf dem Weg zu all dem Unheil, dessen verhängnißvolle Folgen wir jetzt in dem wankenden Erdtheil sehen. Welche Regirung morgen auch in Frankreich herrschen mag: jede muß an der Tilgung der Schuld mitwirken, die ein schädliches politisches System gehäuft hat." Beust hatte schon 1867 versucht, den Russen die Pontosfreiheit zurückzugeben, Moustiers Zustimmung aber nicht zu erreden vermocht. Am einunddreißigsten Oktober 1870 sagt Gortschakow in einer Cirkulardepesche an die europäischen Regirungen: „Seine Majestät der Kaiser aller Reussen kann sich nicht länger an die Bestimmungen des Pariser Vertrages gebunden erachten, die Rußlands Souverainetätrecht im Schwarzen Meer einschränken." An der Themse berathen die Mächte. Der Londoner Vertrag vom dreizehnten März 1871 bestätigt noch einmal die convention des détroits von 1841, giebt, im zweiten Artikel, aber dem Sultan das Recht (la faculté), „in Friedenszeit den Kriegsschiffen der befreundeten und verbündeten Mächte die Meerengen zu öffnen, wenn die Pforte es für nöthig hält, um die Ausführung des Pariser Vertrages zu sichern und ihre Integrität gegen Angriffe zu schützen." Wieder eine Ausnahme; wieder eine Klausel, die mißverstanden werden konnte und mißverstanden worden ist. Artikel 63 des Berliner Vertrages von 1878 schafft kein neues Meerengenrecht, sondern bestätigt das 1841, 1856 und 1871 Vereinbarte. Dreizehn Jahre später giebt (in einem turko-russischen Sondervertrag, also nicht mehr unter Kontrole und Garantie der Großmächte) die Pforte den unter der Handelsflagge fahrenden, meist zu Militärtransporten benutzten, aber nicht armirten Schiffen der „Freiwilligenflotte" Rußlands die Meerengen frei. Der Irade vom zehnten Dezember 1895 gestattet den Signatarmächten des Pariser und des Berliner Vertrages, je ein zweites Gesandtschaftschiff leichter Sorte durch die Dardanellen laufen zu lassen; diese Schiffe dürfen da aber nicht Anker werfen. Den Anspruch anderer Mächte, Stationschiffe dicht an die Dardanellenschlösser heranzuschicken, hat der Sultan zurückgewiesen. Muß ers jetzt den Russen erlauben?

✱

Europäische Expansion.*)

Wie die Erdrinde, so weit wir sie kennen, aus einer Anzahl übereinander-gelagerter Schichten besteht, in deren Entstehung sich die Geschichte der allmählichen Erkaltung und Verwitterung des Materials niedergeschlagen hat, aus dem sie gebildet ist, so haben sich auf diesem physikalisch-chemischen Bestand ihres Daseins wiederum Reste der menschlichen Geschichte in tausend Formen von verschiedenen Sedimenten niedergeschlagen; und nur Das unterscheidet sie auf den ersten Blick von den natürlichen Sedimenten, daß sie, wir glauben es, nicht eine niedergehende, sich auflösende, sondern eine aufwärts gerichtete, steigende Entwickelung erkennen lassen. Diese Sedimente lagern überall, auch auf dem Boden der Meere, wenn auch hier uns meist unzugänglich; und mit ganz besonderen Empfindungen fährt darum wohl der geschichtlich denkende Reisende über Stellen großer Seeschlachten oder über Stätten eines ehemals regen Handelsverkehrs zu Wasser, von denen keine Welle mehr redet und doch die Phantasie träumt, und ihm läutet es aus der Tiefe, gleich als ob, wo nur Menschen zur See sich einmal in Streit und Freude begegneten, die Glocken Vinetas erklängen. Das Festland aber ist überall ausgefüllt mit prähistorischen Resten. Wo immer der Forscher den Spaten ansetzt, da findet er sie; und aus den Gesammtausgrabungen hin über den Erdball wird dereinst eine ganze vorgeschichtliche Vergangenheit unseres Geschlechtes zu neuem Leben im Gedächtniß der Menschheit erstehen, von der uns heute nur erst Bruchstücke zugänglich sind.

Diese Sedimente sind aber sehr ungleich vertheilt. An manchen Stellen werden nur dünne und ärmliche Zeugnisse primitiver Kulturen gefunden; anderswo bedeutet vielleicht jeder Fund noch einen Fortschritt in der Erkenntniß großer und hoher menschlicher Entwickelung und somit im besonderen Sinn auch einen Erwerb noch für die Zukunft. Man könnte sagen: So ungleich wie das physische Niveau der Erdrinde mit seinen Gebirgen und Ebenen, seinen Hoch- und Tiefländern ist auch das Niveau der geschichtlichen Ueberlieferung.

Und noch ein engerer Zusammenhang besteht weithin zwischen Physischem und Geistigem. Wer über zahlreiche Völker hinblickt, Der wird erstaunt sein über die Abhängigkeit ihrer Schicksale und ihrer Beanlagung von den geo-

*) Ein Bruchstück aus dem dritten (die Geschichte der Zeit von 1815 bis 1908 behandelnden) Band von „Ullsteins Weltgeschichte“, der noch im Oktober bei Ullstein & Co. erscheinen soll. Die Thatsache, daß der heute berühmteste Historiker Deutschlands mitarbeitet, und die Art der geschichtphilosophischen Darstellung Lamprechts (von der deshalb eine etwas größere Probe gegeben werden mußte) beweist schon, daß es sich hier nicht um Buchmacherei handelt, sondern um ein Werk, das aus dem noch spärlich bebauten Boden deutscher Universalgeschichte in ansehnliche Höhe aufragt.

graphischen Bedingungen. Vor Allem die Rasseeigenschaften, die stärksten Konstanten der heutigen geistigen Welt, sind letzten Endes wohl von solchen Bedingungen abhängig; und so ist es nicht ohne tiefen Sinn gewesen, wenn Vorstellungen, die einer der geistreichsten Geographen des neunzehnten Jahrhunderts an diese Zusammenhänge knüpfte, Anlaß zu einer neuen Auffassung und Eintheilung der Weltgeschichte gegeben haben. Aber auch die großen uns bekannten Kulturkreise der menschlichen Geschichte ordnen sich nach Entstehungsherd und primitivem Ausbreitungsgebiet nicht zum Geringsten geographischen Bedingungen ein.

In der Neuen Welt, die so lange einen für sich bestehenden Bereich menschheitlicher Entwickelung bildete, liegen alle Kulturkreise, der mexikanische, der peruanische, der der Chibchas, tropisch oder subtropisch und in beträchtlichen Höhen und nur wenig hat sich ihr Gebiet in die Tiefen erweitert; am Ehesten nach dem Meer zu, nach den Gebieten relativer Kühle und relativer Feuchtigkeit hin. Nicht anders sind die älteren Kulturkreise der alten Welt gelegen. Die der östlichen Hälfte des großen kontinentalen Zusammenhanges, den Asien, Europa und Afrika bilden, haben in den großen Flußthälern des Indus und Ganges wie des Hoangho ihre Heimath: an fruchtbaren Stellen üppigen oder wenigstens frischen Pflanzenlebens und einer ursprünglich reichen Thierwelt. Und ein Aehnliches mag auch für die westliche Hälfte der alten Welt gelten, mag es sich nun um die kleinasiatischen Gruppen von Urkulturen im Zwischenlande des Tigris und Euphrat oder um das Land des Nils oder um die zerrissenen europäischen Gestadeländer des Mittelmeeres oder selbst um jenen nordafrikanischen mediterranen Küstenrand handeln, den man, entsprechend dem Begriffe Kleinasien, passend Kleinafrika genannt hat. Ueberall kommen fruchtbare Gebiete schon recht südlicher Lage in Betracht und ergiebt sich vor Allem ein reichliches Dasein von Wasser; wie denn noch heute in jeglichem Siedlungsgebiete der Welt, an jedem noch so kleinen Orte zukünftiger menschlicher Besiedlung zunächst Wasser verlangt wird. Um die westlichen Kulturkreise der alten Welt aber lagern sich Wüsten und schwer zugängliche Randgebirge, die ins Innere der Kontinente führen, wie nicht minder um die Gebiete der Kulturkreise des Ostens.

Von diesen ursprünglichen Kulturkreisen her sind dann jüngere etwas anderen geographischen Wesens entwickelt worden, die man wohl, geographisch wie geschichtlich, sekundäre nennen könnte; so die der japanischen, der malaiischen, der central- und westeuropäischen, kurz, der heutigen europäischen Kultur. Dabei hat sich, ist es erlaubt, hier einige einstweilen nur provisorisch gemachte Beobachtungen zu äußern, bei der tropischen Entwickelung solcher sekundärer Kulturen eher ein Verfall, bei der Entwickelung in strengere Gebiete der gemäßigten Zone hin eher eine Steigerung menschlicher Kulturformen ergeben.

Wie Dem aber auch sei: in der heutigen geschichtlichen Welt handelt es sich vornehmlich um zwei Kulturkreise, den ostasiatisch-japanischen und den europäischen; man dürfte bei einiger Uebertreibung englischen Nationalstolzes auch sagen: den europäisch-englischen, oder bei einigem Betonen germanischen Rassestolzes: den europäisch-teutonischen, wobei unter Teutonisch nach einem englischen und vornehmlich nordamerikanischen Sprachgebrauche, den wir uns in Deutschland werden aneignen müssen, Nord- und Südgermanen (Skandinaven, Deutsche, Niederländer) Angelsachsen-Engländer und die kolonialen Teutonen vornehmlich Nordamerikas und Australiens zusammengefaßt werden. Von diesen beiden heute an erster Stelle aktiven Kulturkreisen aber ist es wiederum vornehmlich der europäische, der, auf Grund einer Kultur, die doch wohl, als Ganzes, jegliche Kultur früherer Zeiten und Völker qualitativ wie namentlich quantitativ überragt, entscheidend eingegriffen hat. Denn auch auf den ostasiatischen Kreis ist er nicht ohne Einfluß geblieben, wenn er auch nicht dazu gelangt ist, ihn politisch zu beherrschen, und wenn auch seit dem achtzehnten Jahrhundert vornehmlich, wie schon einmal in den Zeiten des Sinkens der antiken Welt, zahlreiche und steigend wichtigere Einwirkungen von diesem Kreis auf den europäischen ausgegangen sind.

So ist es innerlich begründet, wie es auch freilich unserem europäischen Rassensinn schmeichelt, eine Weltgeschichte von heute mit der Geschichte der Expansion dieses Kreises, namentlich in neueren und neuesten Zeiten, über die Welt abzuschließen. Und eben unter diesem Gesichtspunkt läßt sich noch ein besonderes Wort für den alten und so oft getadelten Begriff der „Weltgeschichte" einlegen. Ist es nicht wirklich der Erdball (Das heißt: die Welt in menschlichem, geschichtlichem Sinn), der von der europäischen Expansion erfüllt wird? Handelt es sich nicht hier zum ersten Mal um eine Weltgeschichte im recht eigentlichen, greifbaren, anschaulichen Sinn? Findet hier nicht eine durchaus berechtigte Erweiterung des geographischen Begriffs „europäischer Kulturkreis" (alle Kulturkreise sind naturgemäß nach dem Raum, den sie füllen, benannt, also geographischen Charakters) auf den geographischen Begriff „Welt" statt? Wir Deutsche haben die doppelte Bezeichnung Universalgeschichte und Weltgeschichte und wir sollten uns unter den neuen Verhältnissen der jüngsten europäischen Expansion, die natürlich auch neue Begriffe fordert und damit neuer technischer Worte bedarf, daran gewöhnen, unter Weltgeschichte die Geschichte der europäischen Expansion und des westasiatischen-mittelmeerischen Kulturkreises, auf dem diese geschichtlich fußt, zu verstehen, ganz in Anlehnung an den bisher praktisch für das Wort herkömmlichen Umfang; die Geschichte der gesammten Menschheit aber sollten wir als Universalgeschichte bezeichnen.

Die ältere Entwickelung des heutigen europäischen Kulturkreises kann hier nur mit zwei Worten gestreift werden, unter Gesichtspunkten, deren Darlegung

für das eingehende Verständniß der jüngeren Perioden und Vorgänge nothwendig ist. Den Kern der Völkermasse des europäischen Kulturkreises haben von je her die Teutonen gebildet. Gewiß spielen daneben Kelten und Slaven, Jene den Germanen in der Eigenentwickelung wenigstens ihrer wirthschaftlichen Kultur um etwa zwanzig Generationen voraus, Diese um etwa eben so viel zurück, eine beträchtliche Rolle. Allein nicht sie haben jenen Bereich, den Garten gleichsam des vorderasiatisch-mittelmeerischen Kulturkreises, in dem sich Hellenismus und römisches Imperium trafen, definitiv durchbrochen und erstürmt, auf dessen Einnahme sich das Besondere der europäischen Kultur aufbaut, so weit es der Folge der weltgeschichtlichen Begebenheiten verdankt wird. Und nicht sie stehen darum auch in der Mitte der europäischen Kultur, insofern sie durch die von der Antike unterstützte Eigenentwickelung der in ihr aufgegangenen Völker an erster Stelle gebildet worden ist. Der Beweis aber, daß dieses Centrum von je her die Teutonen einnahmen, kann nicht nur aus politischen Ereignissen, wie der Uebernahme des Kaiserthums durch die Deutschen, geführt werden, denn hier läßt sich immer von der Einwirkung besonderer Umstände, von Dem, was man geschichtlichen Zufall nennen kann, sprechen; er erhellt sicher vielmehr aus der Thatsache, daß in den romano-keltischen Mischvölkern, so namentlich den Italienern und Franzosen, wie unter den stark gemischten Engländern die Kraft der Entwickelung immer in den Gegenden und Stämmen gelegen hat, die eine starke Mischung mit teutonischen Elementen erlebt haben, wie aus der langwährenden Beherrschung der heute größeren slavischen Kultur erst durch die Normannen, dann durch die Deutschen der baltischen Länder.

Die Völkerwanderungen, in deren Verlauf die Völkermischungen in Europa eintraten, deren Vollendung die Vorbedingung für die Entwickelung des europäischen Kulturkreises war, haben, so weit die Teutonen in Betracht kamen, etwa anderthalb Jahrtausende gedauert. Sie beginnen in jenen grauen Zeiten, da, vielleicht vier oder fünf Jahrhunderte vor Christus, germanische Füße zum ersten Mal den Boden zwischen Elbe und Weser betraten und germanische Rosse zum ersten Mal den Rhein durchschwammen. Sie endeten mit den letzten Ergüssen nordgermanischer Volkskraft in den äußersten Süden, mit dem Auftauchen der Normannen an den Küsten des Mittelmeeres, mit der Begründung des unteritalisch-sizilisch-epirotischen Normannenreiches und der Errichtung des lateinischen Kaiserthumes in Konstantinopel. Sie sind anfangs vornehmlich zu Lande verlaufen, sie haben zuerst die scharfe Grenzbildung des Imperiums nördlich der Alpen veranlaßt und haben dessen Grenze dann, von Osten her beginnend, in den Ereignissen jener Völkerwanderung, die die ältere historische Lehre meist allein kennt, bis zu dem Grade überschwemmt, daß sie durch alle europäischen Küstenländer des Mittelmeeres, ja, durch den westlichen

Nordrand Afrikas ihre Wellen getrieben haben. Sie fanden später zu Wasser statt, trafen nun vor Allem die atlantischen und mittelmeerischen Küsten Europas und Kleinasiens, führten aber auch die großen Ströme hinauf tief ins Binnenland des Kontinentes hinein, bis zu dem Grade, daß in ihrem Verlauf eine Durchquerung des Welttheiles fast da, wo er am Breitesten war, zwischen Ostsee und Schwarzem Meere, gelang. Die erste Phase des Verlaufes war dabei politisch durch Bildung von Tributärstaaten auf dem Boden des Kaiserreiches, und zwar der byzantinischen wie der westlichen Hälfte, gekennzeichnet: so sind die Gothenstaaten an der Donau und auf der Balkanhalbinsel, so die Gothen- und Langobardenstaaten in Italien, wiederum die Gothenstaaten in Südfrankreich und Spanien, der Frankenstaat im nördlichen Gallien, der Vandalenstaat im nördlichen Afrika entstanden.

Den Abschluß dieser Despotien, in denen urzeitlich-demokratisches Germanenthum und Verwaltungsreste des römischen Absolutismus wunderlich und in oft doch vieldurchdachten Bildungen durcheinanderwogten, bildete das Reich der Karolinger, man darf sagen: Pippins und Karls des Großen. Es ist schon insofern eine historische Landmarke, als in dem Augenblick seiner Vollendung spätestens die Wanderungen der Teutonen zu Lande aufhörten und die Seewanderungen um so mehr begannen; schon in den späteren Zeiten Karls des Großen hat das neue Universalreich von den Angriffen der Normannen zu leiden gehabt. Es bildet aber namentlich auch insofern den Abschluß der früheren Periode, als in ihm eine staatliche Bildung auftritt, die zum ersten Mal durch längere Zeit hin antike und teutonische Kultur zu vermählen sucht und auch wirklich zum Theil vermählt und eben darin die erste dauernde Grundlage für die Expansion einer europäischen Kultur späterer Jahrhunderte schafft. Insofern ist es gleichsam von Vorbedeutung, wenn für die Zeit wenigstens Karls des Großen in der That von mittelalterlichem Imperialismus und auch von dem Erwachen einer christlich-antik-teutonischen Expansion nach Norden und Osten, ja, auch nach Südwesten, nach Spanien zu gesprochen werden kann. Noch mehr zu einem Wendepunkt von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung wird die Zeit der Karolinger durch Ereignisse, die, vom Standpunkt des europäischen Betrachters aus gesehen, zunächst einen mehr negativen Charakter aufweisen. Auf dem Boden des römischen Imperiums war neben der neuen teutonischen Kultur noch eine andere, im Südosten, in polarer Lage also zu dem in Bildung begriffenen fränkischen Westen, aufgetaucht: die arabische. Und es war auf dem Wege der Entwickelung einer neuen Religion geschehen, dem fruchtbarsten und furchtbarsten weltgeschichtlichen Weg, den es giebt. Diese Kultur hatte in rapidem Siegeslauf die asiatische wie die afrikanische Gestadeseite der ihr benachbarten Mittelmeergegenden eingenommen und sich auch fast aller weit nach Süden ragenden Punkte des europäischen Nordgestades, Spaniens, zum

Theil Siziliens und Süditaliens und Moreas bemächtigt. Im Beginn des achten Jahrhunderts drangen ihre Pioniere, Piraten und Krieger, zu Lande bis an die Riviera, in Gallien die Rhone hinauf bis nach Lyon und Autun und nicht minder in Septimanien vor, während sie gleichzeitig die Herrschaft des byzantinischen Reiches bedrohten; im höchsten Grade agressiv erwies sich diese diagonale Gegenkultur gegenüber der in Bildung begriffenen europäischen und die Gefahr war nicht gering, daß diese und mit ihr Christenthum und Teutonismus dem Andrang erliegen könnte. Da hat eben das Frankenreich, Karl Martell und seine Reiterei, der Heilige Martin von Tours und christlicher Glaube in der Schlacht von Tours und Poitiers die Wagschale zu Ungunsten des Islam und des Araberthumes gesenkt. Beide blieben seitdem immer mehr auf die afrikanische und asiatische Seite des Mittelmeeres beschränkt. Allein hier setzten sie sich um so mehr fest; und indem sie im dauernden Gegensatz zum europäischen Kulturkreis blieben, bildete ihr Areal eine undurchdringliche Masse, die den Verkehr zwischen den Welten des europäischen und des indischen und ostasiatischen Kulturkreises, wie er seit Alexander dem Großen in den Tagen des Hellenismus und in den Zeiten des römischen Imperiums immer mehr erblüht war, auf lange hin aufhob: ein Vorgang von größter weltgeschichtlicher Tragweite.

Der europäische Kulturkreis, der damit auf sich begrenzt war, trat nun in die recht eigentlich mittelalterlichen Jahrhunderte seiner Geschichte. Der Urzeit mehr oder minder entwachsen, entwickelten seine Völker die charakteristischen Zeichen mittelalterlicher seelischer Gebundenheit: die Schwächen einer noch geringen äußeren Welterfahrung in dem Vorherrschen eines analogistischen Schließens und damit Autoritäts- und Wunderglaube in allen ihren (namentlich auch suggestiven) Formen und die Schwächen einer noch geringen inneren Welterfahrung in dem Mangel einer eigentlichen Erziehung, in den für uns grotesken Formen ritterlicher Abenteuerlust und ungebändigter Willensakte selbst auf dem Gebiet der Politik. Es war die seelische Disposition, deren eine Offenbarungreligion mit einer Wunderüberlieferung und einem sakramentskräftigen Klerus bedurfte; und so erscheint die seelische Gebundenheit der Zeit vor Allem als Unterordnung unter die Bevormundung der Kirche. Nichts ist hierfür bezeichnender als die Vermischung politischer und geistlicher Betrachtungweise zu Gunsten der Kirche und deren Ausprägung sogar in geistlichen Staaten, wie dem Patrimonium Petri und den Ordensstaaten verschiedener Länder; auch der stärkste Versuch, die Mauern des Islam zu erschüttern, wie er in den Kreuzzügen erfolgte und die Hauptaktion der Zeit und des Kulturkreises, diesen als Ganzes betrachtet, darstellt, wird etwa nicht der Einsicht von dessen Schädlichkeit, sondern dem Zufall verdankt, daß die Heiligen Stätten des Christenthumes im Machtbereich der islamitischen Welt gelegen waren.

Im Gebiet des Wirthschaftslebens, von dem aus am Ehesten durch Entwickelung neuer psychischer Reize eine Wandlung des bestehenden Seelenlebens der Gebundenheit zu erwarten war, war das Zeitalter zunächst durch naturwirthschaftliche Zustände gekennzeichnet. Die Ausbeutung des Bodens im Ackerbau bildete die durchaus regelmäßige Norm wirthschaftlicher Thätigkeit, Grundbesitz war die einzige durchgehende Form des Reichthumes und Handel und Verkehr wie Stoffveredlung bestanden zwar, bildeten aber nur einen Anhang der Volkswirthschaft und zu einem nicht geringen, wenn auch bei den einzelnen Völkern verschieden großen Theil ein Behältniß von Ueberlieferungen aus den einst viel höher entwickelten Lebensformen antiker Wirthschaft. Dabei versteht sich, wie ein solcher Zustand, indem er die thätigen Kräfte isolirte, eben jenes geringe Maß von Erfahrung aufrecht erhalten und immer von Neuem bedingen mußte, aus dem nicht zum Geringsten die gebundene seelische Haltung des Zeitalters hervorging. Aber gerade in diesem Zusammenhang war auch das wesentlichste Mittel zur Aenderung, zum Fortschritt gegeben. Indem die Naturalwirthschaft, nach demokratischer Sitte der Urzeit von den Teutonen wenigstens in gleichwerthigen Bauernwirthschaften getrieben, überall zu organisatorischen Formen höherer Art fortschritt, indem sich Zustände einer landreichen Ackerausbeutung in Grundherrschaft und Pachtherrschaft neben dem einfachen Bauerngut bildeten, war auch die Möglichkeit größerer Ersparnisse durch die Landreichen, den Adel, die Fürsten, vielfach wohl auch die heranwachsenden Städte gegeben und damit die Voraussetzung zu stärkerer Entwickelung der Industrie. Denn nun war es möglich, von den Ersparnissen, wie sie anfangs in Naturprodukten, später wohl auch in Geld vorlagen, Menschen zu ernähren, die ihre Kräfte vornehmlich oder ausschließlich der Stoffveredlung widmeten. Es war damit schließlich ein sehr einfaches Prinzip des Fortschrittes, das sich hier geltend machte. Aber nur sehr allmählich und langsam, wenn auch schließlich fundamental verändernd, trat es in Wirkung.

Leichter war es da schon, einmal gemachte Ersparnisse zum Erwerb irgendeines fremden Manufaktes aufzuwenden, das ein spärlicher, nach Hausiererart, doch in verhältnißmäßig kostbaren Waaren betriebener Handel von weiter Ferne herbrachte: eines Stückes Brokat sarazenischen Ursprunges, eines römischen Reihers zur Vogelbeize, eines Sklaven vielleicht gar, den zumal in den südlichen Gegenden das nahe Afrika oder Asien liefern konnte. Und so liegen die Anfänge des Handels allerdings entwickelungsgeschichtlich früher als die der Industrie. Aber man sieht wohl, daß der Handel organisch dem eigenen Wirthschaftleben des Kulturkreises doch erst dann ganz angehören konnte, wenn er sich vom Vertrieb der eigenen Produkte, sei es der Industrie, sei es auch des Ackerbaues oder der okkupatorischen Thätigkeiten, des Fischfanges, der Pelzthierjagd und so weiter nährte; mochte er auch in seiner zunächst halb exotischen Thätig-

keit durch leise Beziehungen zum indischen Orient, wie sie die Kreuzzüge immerhin wieder eröffnet hatten, schon vorher verstärkt sein.

Dieser Moment eigenständiger Entwickelung des Handels innerhalb des europäischen Kulturkreises selbst trat aber nun überall, früher oder später, vom dreizehnten zum fünfzehnten Jahrhundert ein; und er bezeichnete selbstverständlich den Durchbruch eines neuen Wirthschaftlebens und auch eine neue Möglichkeit der Expansion. Dabei kann hier freilich nicht erzählt werden, welche Fäden im Einzelnen nun aus der jetzt entstehenden Geldwirthschaft mit ihrem Städtewesen, mit ihrem bald sich vollziehenden Uebergang vom Handwerk zu höheren Formen industrieller Produktion, mit ihrem aufkommenden Geldhandel neben dem Waarenhandel in die geistige Entwickelung des europäischen Kulturkreises hinüberreichen. Es muß genügen, hier nur die Worte: Uebergang zum individualistischen Seelenleben oder zur geistigen Befreiung des Individuums, Renaissance, Humanismus und vor Allem Reformation zu nennen und mit diesen wenigen Worten den Eintritt eines völlig neuen seelischen Zeitalters anzudeuten; jenes Zeitalters, das die Entwickelung vom fünfzehnten bis zum achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert umfaßt hat und aus dem sich erst die letzten fünf bis acht Generationen zu wiederum noch höheren Formen psychischen Daseins emporzuringen begonnen haben.

... Die Frage, ob sich der europäische Kulturkreis bis zum vollen Uebergang zur Geldwirthschaft (also bis zur Vollendung der wichtigsten Stadien dieser Wirthschaft im Verlauf des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts) erweitert habe, wird von jedem Angehörigen dieses Kreises immer mit dem freudigsten Ja beantwortet werden. Denn ungeheuerlich geradezu war diese Erweiterung schon bis zum Schluß dieser Zeit, etwa bis zu Cooks Fahrten um die Welt, und die Welt ist eben durch sie erst ganz entschleiert worden. Welch eine Fülle geschichtlicher Gesichte schon von den ersten keltischen und germanischen Wanderungen der Vorzeit an über Kreuzzüge und Agrarkolonisation des hohen Mittelalters hinweg bis zu der Großthat des Kolumbus; vor Allem aber von da wieder über die Entwickelung der portugiesischen Kolonialherrschaft und der spanischen Weltgewalt zu den großen maritimen Ereignissen der niederländischen Geschichte und zu der Ausbildung der kolonialen Rivalität zwischen Frankreich und England mit dem fast endlosen Ringen der beiden Nationen gegen einander!... Das Motiv menschlicher Expansion, das am Frühesten aufgetreten sein mag, das jedenfalls den elementarsten Eindruck macht, ist das der Erweiterung des Nahrungspielraumes. Innerhalb des Bereiches der europäischen Expansion, insbesondere der Ausdehnung der Teutonen, besteht darüber kein Zweifel, daß es das früheste war. Unmittelbar, in direkten Quellen, ist von der ewigen Landnoth der Germanen vor und nach Beginn der christlichen Aera die Rede. Dabei war diese Landnoth im Ganzen noch die Noth einer nomadischen Kultur. Gewiß suchte man auch

neue Strecken zum Ackerbau; vor Allem aber handelte es sich um Weideplätze für das zahlreiche Vieh; und so weit man agrarische Ausdehnung suchte, waren die Vorstellungen von ihr auch noch durch nomadische Anschauungen mit bedingt und daher äußerst extensiv. Nicht nur Neuland, sondern weiteste Expansionsstrecken, quam latissimos fines zu haben, war daher der Wunsch jeder germanischen Völkerschaft. Und diese weiten Strecken, wie sie allein besonders fruchtbaren Jahren der Viehzucht oder besonders günstigen Zeiten der Volksvermehrung genügen konnten, wurden nicht nur in der Nachbarschaft, im Anschluß an schon angeeignete Gebiete gesucht. Die Stämme hatten noch nicht im heutigen Sinn des Wortes eine Heimath; leicht hoben sie den Fuß von dem vielleicht vor Kurzem erst betretenen Boden; ihre Verfassung war noch nicht mit irgendeiner Gegend irgendwie verwachsen, sie war vielmehr eine rein personale, eine unter europäischen Lebensbedingungen überallhin transportable Verfassung. Und so verstanden sie ihre Expansion nicht als von irgendeinem festen Punkte aus centripetal, sondern als Expansion quand même, unter Uebergang auch des ganzen Stammes gegebenen Falls in andere Länder, Klimate, Breiten. Eben diese Eigenschaften und Anschauungen sind die fundamentalen Voraussetzungen der teutonischen Wanderungen gewesen und ihrem Bereich entwachsen die höchsten Ideale teutonischer Urzeit, die Ideale des fahrenden Kriegers, des Recken.

Es ist selbstverständlich, daß dieser seelische und wirthschaftlich-praktische Zustand nicht beibehalten werden konnte, sobald der Ackerbau als Volksbeschäftigung und Volkssitte überwog, sobald man völlig seßhaft geworden war. Jetzt wurden Siedlungskolonien weit weg von der Heimath auf fremder Erde, womöglich gar unter fremdem Volk eine Ausnahme; selten erhoben sich überhaupt auf einmal ganze Massen zum Wandern, wie etwa unter der Wirkung lokaler Hungersnöthe, denen man entfloh, statt sie durch noch unmögliche Zufuhr von Getreide zu dämpfen, oder auch unter der Wirkung großer religiöser Gedanken; durchaus das Gewöhnliche wurde, daß einzelne oder kleine Genossenschaften wanderten, und sie wanderten nicht so sehr aus wie ab. Das Centrum der Besiedelung, wie es einmal gebildet worden war, blieb also erhalten; und die Abwandernden suchten den ersten günstigen, agrarisch brauchbaren Platz in der Nachbarschaft. Es war das für das eigentliche Mittelalter charakteristische Stadium der bloßen Erweiterung des Nahrungsspielraumes. Und man sieht wohl, daß diese Umstände unter allen europäischen Völkern wiederum den Teutonen und insbesondere den Deutschen zu Gute kommen mußten. Denn die Romanen, darunter auch die Franzosen und die Engländer (die Slaven zählen um diese Zeit erst bedingt zu den europäischen Kulturvölkern) waren in Ländern alter römischer Civilisation seßhaft, die schon lange und gründliche Zeiten inneren Ausbaues hinter sich hatten; und die Grenzen der Bereiche dieser Na-

tionen waren dicht von anderen Völkern besiedelt. Die Deutschen aber waren im Besitz eines erst sehr extensiv verheimathlichten Landes; und östlich von den Grenzen ihres Volksbereiches streckten sich, noch viel weniger umfassend besiedelt, langhin slavische Gebiete, die sich leicht dem höheren Wirthschaftleben deutscher Einwanderer erschlossen. Und so hat denn Deutschland, in dieser Zeit recht eigentlich die Hochburg des Teutonismus, vom neunten bis zum vierzehnten Jahrhundert ununterbrochen eine zunehmende Erweiterung des Nahrungspielraumes seiner Bewohner erlebt; zuerst im inneren Ausbau der Heimath, zwischen deren alte Siedlungen Neudorf um Neudorf geschoben wurde, dann in jener gewaltigen Besiedelung und Germanisirung des slavischen Ostens, des Landes zwischen Elbe, Oder und Weichsel und die Donau hinab, in der, im Verlaufe vornehmlich des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, erst mehr als zwei Fünftel des heutigen deutschen Bodens gewonnen worden sind. Es sind Vorgänge und Thatsachen, die noch immer mächtig nachwirken, sie bedingen den heutigen Unterschied zwischen Dem, was man gewöhnlich Süd- und Norddeutsch nennt, was man besser Altmutterländisch-Deutsch und Kolonial-Deutsch nennen würde; ihnen erst wird jener heutige Volksreichthum der Deutschen verdankt, der ihnen eine nicht zu übersehende Stelle im Getriebe der Weltpolitik sichert; von ihnen aus erst wird die Bildung des heutigen Deutschen Reiches, dessen führender Staat Preußen ursprünglich rein kolonial war, in wichtigen Beziehungen verständlich.

Die geldwirthschaftlichen Zeiten des fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts haben die Erweiterung des Nahrungspielraumes nicht mehr an erster Stelle durch Besiedelung neuer Länder und Gegenden gesucht. Da sie den Verkehr und seine Mittel in der Durchbildung des Geldwesens, dem Ausbau der Straßen zu Wasser und zu Land und in der Vermehrung der Transportmittel, insbesondere auch der Vergrößerung der Schiffsgefäße schon bis zu einer gewissen Höhe entwickelten, so lag für sie eine Erweiterung des Nahrungspielraumes durch Transport von Nahrungmitteln und ihren Aequivalenten, vornehmlich solcher besonders werthvoller und wenig voluminöser Art, wie der Edelmetalle, in die Heimath näher. Zu Siedelungen in der Fremde wurde nur von Einzelnen geschritten, die sich in der Heimath bedrängt oder deklassirt fühlten, — wenn auch die weltgeschichtliche Wirkung solcher Siedelungen, die nicht selten aus idealen und daher besonders wirksamen Motiven hervorgingen, eine sehr beträchtliche gewesen ist. Das Zeitalter der Siedelungskolonien in zunächst nur wirthschaftlicher Kultur begann vielmehr erst wieder von dem Augenblick an, da die gesteigerten Verkehrsmittel den Transport größerer Menschenmassen gestatteten; ein Moment, der in der europäischen Expansion erst im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts völlig eintrat.

Neben Noth ist Ehrgeiz, neben der Erweiterung des Nahrungspielraumes

Eroberungtrieb gewiß eines der elementarsten, ständig fortwirkenden Motive menschlicher Expansion. In der Urzeit des werdenden europäischen Kulturkreises, also vor Allem bei den Teutonen, finden sich für die Bethätigung dieses Motives schon völlig ausgeprägte feste Formen. Die älteste von diesen ist der einfache Raubzug; seine Organisation ist am Besten von Caesar geschildert worden. Gelegentlich einer der großen politischen Versammlungen einer Völkerschaft erhebt sich irgendein anerkannter Krieger, verkündet, er werde einen Raubzug zu bestimmter Zeit und in bestimmter Richtung unternehmen, und wirbt Theilnehmer. Der Zug erfolgt dann als Privatunternehmen gleichsam des Helden, doch unter offiziöser Billigung der Völkerschaft, der er angehört. Die Form ist von hohem Interesse, denn sie enthält Momente der Expansion, die im Bereich teutonischen Lebens bis in die Gegenwart beständig wiederkehren. Nach diesem Prinzip waren die niederländischen Handelscompagnien noch des siebenzehnten Jahrhunderts nicht minder als die großen Compagnien Englands seit dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, insbesondere auch die Ostindische Compagnie begründet: private Initiative unter offiziöser Billigung (und Kontrole) der Oeffentlichkeit. Und lassen sich nicht noch die Prinzipien der deutschen Expansion in bismarckischen Zeiten auf diese Form zurückführen? Das aber ist für diese Form von Anbeginn bis zur Gegenwart bezeichnend, daß sie sich zunächst nur für Raub und Handel eignet: von Alters her und im Verkehr mit niedrigen Völkern auch heute noch vielfach synonyme oder wenigstens nahestehende Begriffe. Wo es darauf ankommt, Land dauernd zu besetzen und zu gewinnen, fällt diese Form hinweg; die öffentliche Gewalt, die hinter dem Unternehmen steht, muß direkt hervortreten.

Das Heerkönigthum, die zweite Form der erobernden Expansion teutonischer Urzeit, kann man vielleicht als aus der ersten abgeleitet ansehen. In diesem Fall würde der unternehmende Held nicht nur Genossen des eigenen Volkes, sondern auch Einzelne und Gruppen von Angehörigen anderer Völkerschaften an sich gezogen, diese zu einer beständigen Macht verschmolzen und mit ihnen bestimmte neue Gebiete, unter mehr oder minder starker Unterjochung ihrer Einwohner, erobert haben. Es ist ein Fall, dessen Verlauf, wenn auch nicht Entstehung, wir in der Geschichte Ariovists deutlich vor uns sehen. Aber eine etwas andere Entstehung des Heerkönigthums ist auch denkbar und kam thatsächlich vor, wie das nicht minder einleuchtende und sichere Schicksal Marobods erweist. Ein Stamm, hier die Markomannen, konnte sich in seiner gesammten Kraft erheben und unter der ständigen Führung eines Helden, dem man vertraute, neue Sitze erobern. Das Heerkönigthum mit den aus ihm abgeleiteten sehr mannichfachen Formen ist die eigentliche Expansionweise der teutonischen Völkerwanderungen zu Lande oder zur See gewesen. Und insofern ist es selbst und sind seine Folgen Erscheinungen von weltgeschichtlicher Bedeutung.

...Das Motiv der Expansion, das im Mittelalter zu den bisher besprochenen Motiven der Erweiterung des Nahrungspielraumes und der ehrgeizigen Eroberung hinzukommt, ist das religiöse; noch mehr als das Eroberungmotiv führt es von der gemeinen Nothdurft der Dinge ab in höhere, gleichsam menschlichere Sphären der Geschichte. Auch erfährt es allmählich, in seinen späteren Entwickelungformen, eine Läuterung, die es zu immer gewaltigeren und zugleich edleren Leistungen innerhalb der geschichtlichen Welt fähig macht, entsprechend der Entwickelung der Religion selbst zu stets lautereren Formen einer verinnerlichten Frömmigkeit.

Im eigentlichen Mittelalter ist das religiöse Motiv natürlich noch durchaus an die Kirche und das bestehende Christenthum gebunden; so wirkt es sich in stark äußeren Vorgängen, im Eintreten zunächst für die Ideale der kirchlichen Institutionen, aus, so weit diese in die Ferne weisen und dadurch expansiv wirken. Das Aeußerlichste wohl, was in diesem Zusammenhang auftreten konnte und zum Theil wenigstens im europäischen Mittelalter aufgetreten ist, ist der Drang nach dem Besitz von wunderthätigen Reliquien und nach der Eroberung der Heiligen Stätten, in denen sich die Offenbarung abspielte, sind Fahrten zum Raub von Heiligenbildern, wie sie das griechische Mittelalter sah, sind die Kreuzzüge. Davon, was diese für die europäische Expansion bedeuteten, ist schon andeutend gesprochen worden; doch blieb es nicht bei dem Kampfe gegen den Islam und dessen Schwächung und noch viel weniger bei der bloßen Besitznahme der Heiligen Stätten: weitaus wichtiger war die allgemeine Erweiterung des geistigen Horizontes; und eben in diesem Punkt machte sich der im Kerne geistige Charakter dieser Art der Expansion geltend.

Dabei blieben die großen Kreuzzüge nicht die einzige hierher gehörige Erscheinung; neben ihnen gab es in Deutschland Kreuzzüge gegen die Slaven, in Spanien Kreuzzüge gegen die Mauren. Man sieht aber zugleich, wie sich bei ihnen das ursprüngliche Kreuzzugsmotiv abwandelt. Nicht nach Heiligen Stätten trachtete man im Lande des Gegners; aber so sehr man dieses aus rein egoistischen Motiven der Eroberung begehren mochte, so verflocht sich doch hiermit eben der Gedanke einer primitiven Mission. In der That ist es dann der Missiongedanke gewesen, der im spätesten Mittelalter und noch mehr seit dem sechzehnten Jahrhundert, dem gelegentlich noch immer die Idee des Kreuzzuges nicht fern stand, den Kreuzzugsgedanken abgelöst hat; und es wäre eine schöne Aufgabe, darzustellen, was die europäische Expansion eben den jüngeren Absichten und Erfolgen der Missionen zu danken hat. Bezeichnend ist im Allgemeinen für ihren Verlauf, daß auch sie wiederum immer geistiger und dadurch reiner und edler wurden. Wie verband sich doch schon mit der portugiesischen und fast noch mehr mit der spanischen Expansion fast untrennbar, ja, vielfach beherrschend, der Gedanke der Mission! Die Verwaltung der spanischen Kolonien war fast

mehr geistlich als weltlich; wie denn die Kirche der nahezu einzige Kulturträger im Bereiche dieser Kolonien war. In Paraguay haben die Jesuiten einen eigenen Staat gebildet und an einzelnen Punkten des ostindischen Besitzes der Portugiesen fehlte nicht viel daran, daß sie es gleich weit gebracht hätten. Aber dies portugiesische und spanische Christenthum war rauh und roh, fast mehr Kern als Schale, und die Konzessionen, die es dem Fassungvermögen der Eingeborenen machte, bewegten sich auf einer häufig recht tiefen Linie seines mittelalterlichen Charakters. Schon das Missionchristenthum der Franzosen, obwohl auch katholisch, war viel freier; und wie mild sind erst die frühesten protestantischen Missionen, unter ihnen freilich vor Allem die besonders hochstehender Sekten, der Herrnhuter etwa oder der Mährischen Brüder, aufgetreten.

Wie aber auch der Gedanke der christlichen Mission gewendet werden mochte: selbst in seinen frühesten Formen haftet ihm doch das Wort „Gehet hin und lehret" und darin ein Moment der Intoleranz (freilich damit eben auch der Expansion) an. Und so versteht sich, wie in den Zeiten seiner hauptsächlichsten und weitesten Wirksamkeit, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, im europäischen Mutterland noch keine volle kirchliche und konfessionelle Toleranz herrschen konnte; weder die Katholiken noch die Protestanten haben sie gekannt. Aber eben aus diesem Zusammenhang ergab sich wiederum ein neues religiöses Motiv der Expansion. Sekten, deren Glaube ihnen jedes Verbleiben in der Heimath verbot oder wenigstens verleidete, wurden hinausgetrieben in alle Weiten der Welt und trugen günstigen Falls nicht nur ein veredeltes Christenthum, sondern auch einen ganzen Ausschnitt gleichsam der europäischen Kultur mit sich; denn auf ihren Schiffen befanden sich nicht Abenteurer und Deklassirte oder Angehörige nur der agrarischen Schichten oder der Schichten okkupatorischer Thätigkeit, Bergleute, Jäger, Fischer, sondern sie bildeten in sich, in weiter sozialer Abstufung ihrer Mitglieder, einen Mikrokosmos ihres Volkes. So sind die Hugenotten schon des sechzehnten Jahrhunderts ausgewandert, sie freilich meist in zu dünnen Mengen und darum ohne Erfolg; so wanderten seit dem siebenzehnten Jahrhundert Angehörige englischer Sekten aus und an ihre Pfade und Siedlungen haben sich die mächtigsten Expansionen geknüpft, welche die Ausbreitung des europäischen Kulturkreises aufweist. Mit dem Zeitalter des Subjektivismus aber, mit der Möglichkeit, auf anderem Wege als dem allein der Annahme der christlichen Ueberlieferung, zu fester Weltanschauung und reiner Frömmigkeit zu gelangen, fanden sich auch andere, religiös-ethische oder auch nur noch ethische Motive der Expansion ein, so das der Sklavenemanzipation und das der ethischen und intellektuellen, auch hygienischen Vervollkommnung der niederen Rassen. Sie stehen im engen Zusammenhang mit dem ganzen neuen Seelenleben des Subjektivismus.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Die Geschichte vom Brunnen und vom Wiesel.

Vor Alters lebte eine Dirne, fein und wohlgestaltet an Leib und ihr Angesicht leuchtete von Schönheit. Sie war im Haus ihrer Verwandten aufgewachsen und wurde wie ein eigenes Kind gehalten. Ihre Mutter, die Gott mit großer Zahl von Jahren gesegnet hatte, lebte bei ihrem Sohn Ephron. Der war ein Purpurhändler in der Stadt Akka. Die Dirne aber hieß Mehetabel.

Und es geschah, daß Mehetabel sich sehnte und ihr Herz verlangte nach ihrer betagten Mutter. Da wusch und salbte sie ihren Leib und zog ihr Feierkleid an, aus feinstem Byssus gewebt, und schmückte sich mit Gold und Perlen, daß sie in das Haus ihres Bruders gehe und ihre Mutter sie segne. Die Stadt Akka aber war eine Tagereise von dem Flecken entfernt, in dem Mehetabel bei ihren Verwandten wohnte. Diese waren besorgt um die Dirne und wollten sie nicht ohne einen Knecht ziehen lassen, auf daß er sie geleite und Speise und Trank mit sich nehme. Mehetabel aber war von starkem Muthe und beschloß, allein zu gehen, und versah sich mit Wegzehrung. Sie brach bei der Morgenröthe auf und der Weg führte auf niedriger Felsenküste am ruhenden Meer entlang, das von der Farbe des Himmels widerglänzte. Und die Dirne trank den frischen Hauch des Meeres, ward guter Dinge und dankte ihrem Schöpfer mit einfältigem Herzen für den frühen Tag.

Aber der Mittag kam und die Sonne schien heiß auf die Dünen und über dem blauwogenden Meere brütete weißer Dunst. Da wurde Mehetabel der Weg schwer. Die Füße schmerzten von dem glühenden Sande; sie öffnete das Kleid über ihrer Brust, doch empfing sie keine Kühlung und ihre Zunge war verdorrt. Da sah sie in der Ferne einen Brunnen und neben ihm ein paar Feigenbäume.

Als sie den Brunnen erreicht hatte und der Schatten des Laubdaches sie umfing, fiel sie auf ihre Knie, ruhte eine Weile, erquickte sich an der mitgenommenen Speise und wollte ihren Durst aus dem Brunnen stillen. Doch siehe: der Brunnen war sehr alt, auf seinen Umfassungmauern war Moos und nur ein Seil hing herunter. Der Eimer aber, der zum Schöpfen diente, war von den Holzwürmern zerstört. Mehetabel neigte sich über den Rand des Brunnens und sah in der Tiefe das Wasser. Dicht über dem Wasser führte ringsum ein Weg von Stein, daß man sich hinabbeugen und schöpfen konnte.

Die Dirne nahm die goldenen Spangen von ihren Füßen, schürzte ihr Kleid bis an den Gürtel, also daß sie das Seil mit den Knien umklammern mochte, und ließ sich in den Brunnen hinab. Da sie aber aus ihren Händen getrunken hatte und an dem Seil wieder hinaufwollte, gebrach ihr die Kraft und ihres Herzens Angst ward groß. Ein Schrecken kam über sie. Sie sah sich gefangen und der Tod schien ihr gewiß. Und sie weinte und klagte sehr und ihre Stimme drang aus dem Brunnen als ein Geschrei des Jammers.

Es begab sich aber, daß des selbigen Weges ein Jüngling zog; und da er die Stimme des Klagens vernahm, hemmte er seine Schritte und trat an die Umfassung des Brunnens. Er beugte sich über das Gemäuer und rief: „Wer bist Du, dessen Stimme hier klagt? Bist Du ein Mensch oder ein Böser Geist?

Mehetabel richtete sich auf und sprach mit weinendem Munde: „Errette mich! Ich bin aus Menschenweibes Schoß. Ich ließ mich in den Brunnen hinab, meinen Durst zu löschen, und finde nun nicht Kraft, wieder hinaufzusteigen."

Als der Jüngling die liebliche Rede eines Weibes hörte, erzitterte ihm das Herz und er sprach: „Ich will Dich erretten, so Du mir schwörst, daß Du eine Jungfrau bist. Bist Du aber eine Verstoßene oder eine Buhlerin, so will ich Dich nicht erretten."

Und Mehetabel antwortete ihm: „Niemand lag mir zur Seite noch hat mich je eines Mannes Hand berührt."

Des Jünglings Herz freute sich und er sprach von Neuem: „Schwöre mir, daß Du so lieblich bist wie die Stimme, die zu mir dringt."

Mehetabel aber entgegnete: „Wie kann ich Dir schwören, daß ich von lieblicher Gestalt bin? Der Keuschheit darf ich mich rühmen, aber die Schönheit des Leibes ist Gottes Geschenk. Ihn frage darum, o Fremdling!"

Da erkannte der Jüngling aus ihren Worten ihren Sinn und Herz und seine Begierde erwachte, ihren Liebreiz mit seinen Augen zu schauen. Er sprach: „Schwöre mir, daß Du mein Weib werden willst, so will ich Dich heraufziehen."

Mehetabel rief: „Ich schwöre es Dir, denn Du errettest mich vom Tode."

Und sie hielt sich am Seile und der Jüngling zog sie aus dem Brunnen. Sie hatte aber ihr Angesicht mit dem Schleier verhüllt und ihr Kleid war von dem Moder und den Flechten des Brunnens beschmutzt. Und ihre Hände waren roth und geschwollen von der Härte des Seiles. Darum sprach sie zu dem Jüngling: „Bevor ich Dein Weib werde und Du mein Angesicht schaust, laß mich meine Hände kühlen und mein Kleid reinigen."

Der Jüngling sagte: „Thu so. Ich will meine Augen abwenden, wie es sich geziemt." Und er schöpfte für sie in einer Schale Wasser aus dem Brunnen.

Darauf verbarg sich die Dirne hinter den Feigenblättern und legte ihr Unterkleid und den Mantel ab, damit sie sich reinige.

Die Augen des Jünglings aber wurden müde, auf das Meer zu schauen und auf dessen Blinken und der Drang, sich umzuwenden, ward mächtig in ihm. Und er staunte, da er zwischen den Feigenbäumen die Pracht ihres Leibes gewahrte, die reinem Silber glich, daß er zu sich selber sprach: „Wahrlich, dieses Mädchen hat mir Gott gesandt!" Und er schritt hinab an das Meer, bis daß die Brandung ihm die Füße netzte, und breitete seine Arme aus zu inbrünstigem Gebet. Und wie ihm noch sein Herz voll war der Güte seines Gottes, siehe: da legte sich sanft ein Arm auf seine Schulter und die liebliche Stimme der Dirne sprach demüthigen Sinnes: „Hier bin ich."

Der Jüngling wandte sich und streckte seine Hände aus nach ihr, zog ihr Haupt an sich und sprach: „Gott hat Dich mir zum Geschenke gemacht." Und sie nannte ihm Namen und Herkunft und schwor, ihres Versprechens eingedenk: „So, wie ich vor Dir stehe, will ich Dein Weib werden und kein Arges ist an mir. Sage aber auch Du mir, wer Du bist und woher Du stammst."

„Ich bin Eleazar, der Sohn Benhanans, und bin ein Priester Gottes aus der Stadt Jesat. Nichts hindert mich, Dich zum Weibe zu nehmen."

Da löste Mehetabel die purpurnen Riemen ihrer Sandalen und sprach: „Ich bin Deine Magd und will Dir gehorsam sein." Und sie legten ihre Hände zusammen und verschwuren sich Beide. Weil aber Niemand weit und breit war, der sie hören konnte, so fragte die Dirne den Jüngling: „Wer aber soll Zeuge zwischen uns sein?"

In diesem Augenblicke geschah es, daß ein Wiesel vorüberlief, das Nahrung suchen wollte. Und der Priester sprach zu Mehetabel: „Bei dem allmächtigen Gott, dieser Brunnen, aus dem ich Dich errettet habe, und dieses Wiesel, sie sollen uns Zeugen sein!“

Die Dirne antwortete: „Es sei also, mein Gebieter.“

Danach nahm ihr Eleazar vom Angesicht den Schleier, und als der Glanz ihrer Augen und die Holdseligkeit ihres Mundes ihn traf, verneigte er sich vor ihr; dann küßte er sie und sprach fröhlichen Herzens: „Mein Weib bist Du!“ Und trug sie in den Schatten der Feigenbäume. Und breitete seinen Mantel aus und deckte den Saum seines Kleides über ihr Haupt. Und hielt sie in seinen Armen und lag bei ihr nach Weise der Väter, auf daß sie Eins würden und Gott ihnen Samen erwecke.

Und standen auf. Und der junge Priester geleitete Mehetabel ein Stück noch ihres Weges und zog dann seine eigene Straße.

... Als Mehetabel in das Haus ihres Bruders kam, waren Alle, die sie ansahen, voll hoher Freude und wurden froh ihrer Lust, denn das Glück ihres Herzens war in ihren Augen und strömte wie der Geruch des Salböls von ihren Lippen. Daß sie aber das Weib des jungen Priesters geworden war, verschwieg sie und offenbarte es auch ihrer Mutter nicht.

Ihre große Schönheit aber wurde ruchbar unter den Leuten, und wer ihr begegnete in dem Schmuck ihrer Jugend und in dem köstlichen Kleid ihrer Scham und Zucht, Der rühmte sie. Von ihrer Schönheit erfuhr auch Amasa, ein reicher und angesehener Jüngling. Und er sandte Brautwerber in das Haus des Purpurhändlers, der sie freundlich aufnahm und, wie es Brauch war, bewirthete. Doch Mehetabel verschmähte Amasas Werbung. Darüber verwunderten sich ihre Mutter und ihr Bruder und Alle, die sie kannten, gar sehr und schalten sie eine thörichte Dirne und nahmen Aergerniß an ihr.

Und als kund ward, daß sie dem Amasa sich geweigert hatte, da kamen Andere und meinten, es würde ihnen besser ergehen, und kleideten sich in kostbare Gewänder und priesen ihr Hab und Gut und sandten ihr Geschenke. Aber sie Alle wies Mehetabel von sich und ließ die Geschenke wieder in das Haus der Freier bringen.

Da wurde ihr Bruder zornig, denn Die ihm Freunde gewesen waren, wurden nun seine Feinde, da sie vermeinten, daß er an seiner Schwester Beginnen Theil habe. Und er sprach zu ihr: „Du Hochmüthige, die Du uns Gram und Kummer bereitest, entsage Deinem trotzigen Sinn oder ich will Dich demüthigen und Dich dem Bettler vermählen, der an der Thür unseres Hauses Almosen heischt.“

Mehetabel sah ihn an und erwiderte: „Was drohst Du mir? Mein Leben ist nicht in Deiner Hand.“ Und sie verhüllte ihr Haupt und weinte.

Es waren aber vier Monde vergangen und das junge Weib sprach zu sich: „Ich wähne wohl, einen Traum geträumt zu haben, denn es kommt nicht mein Gatte, daß er mich in sein Haus hole, noch bin ich gesegneten Leibes und kein Kindlein regt sich unter meinem Herzen.“

Eleasar hatte ihr beim Abschied einen Skarabäus in goldener Kapsel gegeben. Den trug Mehetabel verborgen zwischen ihren Brüsten. Und so oft sie ihn ansah und ihn küßte, sprach sie mit Weinen: „Hat meinen Gatten ein wildes Thier zerrissen oder ein Räuber ihn erschlagen oder hat ihn schwere Krankheit befallen? Doch Gott ist mit ihm und ich will warten, daß er komme.“

Ihr Bruder aber war ein harter Mann, und als er von Neuem sie drängte und peinigte und mit Gewalt sie einem ihrer Freier zum Weibe geben wollte, da weinte und schrie sie und schor sich das Haar, daß sie sich entstelle, saß in Asche und vernachlässigte ihre leibliche Pflege. Und da er nicht von ihr abließ mit Schelten und Schmählen, war ihres Herzens Angst überaus groß, daß sie schrie wie ein Thier der Wildniß. Und stellte sich gleich einer Besessenen, zerkratzte ihr Gesicht und zerriß ihre Kleider, also daß sich Alle von ihr hielten und bei sich sprachen: „Ein böser Geist ist in sie gefahren. Der Herr hat ihren Hochmuth bestraft."

Mehetabel aber rief zu Gott: „Wende Dein Angesicht zu mir und richte Deine Augen auf meinen Jammer, denn Du bist ein barmherziger Gott!" Und verzagte in all den Tagen des Elends nimmer.

Eleasar aber war seine Straße gezogen und kam am anderen Abend gen Usu. Und hielt Einkehr bei einem Freunde und wurde froh seiner Gastfreundschaft. Es war am Tage des Neumonds. Fackeln brannten auf den Söllern und über die Geländer mit ihren Kränzen lehnten nach fröhlichem Mahl Männer und Weiber in Festkleidern. Auf dem Markt waren kostbare babylonische Teppiche ausgebreitet. Und die Jungfrauen der Stadt tanzten zur Musik der Flöten den Heiligen Reigen.

Der Priester aber gewahrte unter ihnen ein Mädchen von herrlichem Adel. Die Flechten ihres Haupthaares waren mit zierlichen Binden umwunden und dufteten von köstlichen Oelen. Und da sie tanzte und ihre wogenden Hüfte bog und ihre Lippen voll Jauchzens waren, stockte Eleasar der Sinn ob der so großen Schönheit ihres Leibes. Und entbrannte zu ihr, denn er war schwachen Herzens, vergaß Mehetabel, sein Weib, und ging zu der schönen Tänzerin. Er reichte ihr eine Schale mit rothem Wein und Gewürzen, daß sie ihre Lippen netzte, und sprach mit ihr. Und erfuhr, daß sie die Tochter des reichen Kaufmannes Harim war und daß sie Josabeath hieß.

Da auch er ein schöner und stattlicher Jüngling war, neigte sich ihm die Dirne zu und gewann ihn lieb. Und der Priester blieb bei seinem Freunde, bis der Vollmond war. Da hielt er um Josabeath an und der Tag ihrer Hochzeit ward bestimmt. Der Kaufmann lud viele Gäste zum Hochzeitmahl, daß sein Haus von Musik und Gesang und Jauchzen widerhallte, und bewirthete sie sieben Tage; und den Armen gab er viel Almosen und Kleider. Nach dieser Zeit kehrte der Priester mit Josabeath zurück in die Stadt seiner Väter, wohnte daselbst und lehrte das Wort Gottes. Und das Volk hing an ihm.

Nach drei Monden fühlte sich Josabeath schwanger, und als ihre Zeit gekommen war, gebar sie einen Sohn, ein rothhaariges Knäblein. Der wuchs heran zu der Eltern Lust und war gar ein feines Kind. Da aber Josabeath morgens einmal vor ihrem Hause saß und das Knäblein zu ihren Füßen spielte, siehe: da kam ein Wiesel, biß es in die Hand, und ehe Nacht ward, starb es einen harten Tod. Und Josabeath schlug sich an die Brust und ihre Klage durchschallte das Haus und Niemand konnte sie trösten.

Eleasar, der Priester, aber erschrak sehr, denn seine Augen wurden ihm aufgethan und seine Missethat fiel über ihn wie Feuerflammen. Er weinte vor Gott bitterlich und flehte zu ihm, seine schwere Sünde ihm zu vergeben. Gott aber hatte abgethan seine Barmherzigkeit und hüllte sich in den Mantel seines Zornes, um den Knecht zum zweiten Mal zu züchtigen und sein Blut von ihm zu fordern.

Josabeath wurde abermals schwanger, und als ihre Zeit gekommen war, gebar sie wieder einen Sohn, ein rothhaariges Knäblein. Und er wuchs heran, hatte fröhliche Augen und war ein Kind von eiligem Wesen, daß seine Mutter Noth hatte, ihn vor Schaden und Gefahr zu behüten. Und da es eines Tages geschah, daß der Knabe auf dem Hofe den Ball schlug mit seinen Gespielen und im Lauf und Sprung nicht des Brunnens achtete, der in der Mitte des Hofes war, stürzte er über das schmale Gemäuer, fiel in die Tiefe hinab und ertrank.

Als Josabeath Dies erfuhr, rang sie die Hände über ihrem Haupt und schrie laut auf und klagte sich selbst und ihren Gatten hart an, daß ihre Kinder eines unnatürlichen Todes gestorben seien, und sprach: „Wahrlich, Dies ist Gottes Hand! Und kann nicht ohne die Schuld unserer Seelen sein." Und da sie sah, daß Eleasar erblich und Thränen aus seinen Augen stürzten, legte sie mit Flehen die Hände auf ihn und rief: „In Deinem Antlitz sehe ich Deine Schuld! Erzähle mir Deine Thaten und verschweige mir nicht, warum Gott uns also zu strafen kommt und uns Jammer über Jammer zu kosten giebt."

Da bekannte ihr Eleasar Alles. Sie zerriß ihr Kleid über der Brust und löste ihre geflochtenen Haare; und zur selben Stunde wandte sie sich von ihm.

Der Priester that Buße im Staub mit wundem Herzen. Dann nahm er sein Reisekleid und den Stab und ging in die Stadt, wo Mehetabel, sein erstes Weib, bei ihrem Bruder wohnte. Und er vernahm, daß sie irren Geistes sei. Des entsetzte sich seine Seele über die Maßen.

Er ging aber zu Mehetabel und erblickte sie in ihrer großen Noth und zerknirschte sich vor Scham und Reue. Und warf sich nieder neben ihr und schrie: „Ich bin Eleasar, der Priester, Dein Gatte!"

Aber Mehetabel stieß ihn von sich und kehrte ihr Angesicht zu der Wand.

Da hob er von Neuem seine Stimme und rief: „Ich bin Eleasar, der Priester, Dein Gatte!" Und erzählte ihr mit stammelnden Lippen, wie er sich schwer versündigt hatte und ein anderes Weib gefreit, das ihm zwei Kinder geboren, aber das eine hatte ein Wiesel gebissen, daß es starb, und das andere war in den Brunnen gefallen und ertrunken.

Und als aus Mehetabels Munde immer noch kein Wort der Rede kam, streckte er seine Hand aus und sie sah den Fingerreif glänzen, den sie beim Abschied ihm gegeben hatte.

Da wußte sie gewiß in ihrem Herzen, daß es Eleasar, ihr Gatte, war, und Gewalt des Lebens kam über sie. Sie erhob ihr Angesicht und sprach: „Warum weinest Du? Du bist es, der meine Seele aus dem Tode gerissen hat. Stehe auf und laß uns fröhlich sein!"

Als aber ihre Mutter und ihr Bruder und Alle, die sie kannten, ihre Geschichte erfahren hatten, da kam ein Staunen über sie und sie priesen laut die wunderbare Treue des Weibes.

Mehetabel folgte ihrem Gatten in sein Haus und die Schönheit ihres Leibes kehrte wie Blumen des Frühlings zurück. In der ersten Nacht, da sie Eleasar an sich zog, empfing sie von ihm und nach neun Monden gab sie einem Knaben das Leben. Den hießen sie Barnabas, den Sohn des Trostes.

Dresden. Ernst Altkirch.

Selbstanzeigen.

Die Idee der gerechten Vergeltung in ihrem Widerspruch mit der Moral. Ulm, Kerler. 60 Pfennige.

Im Gegensatz zu einer psychologistischen Behandlungweise suche ich nach objektiver Methode die Stellung der Strafe im Geistesleben zu bestimmen, wobei sich die gerechte Vergeltung, absolut genommen, als ein durchaus moralwidriges Prinzip herausstellt, das mit der „sittlichen Weltordnung" oder der Gerechtigkeit gar nichts zu thun hat. Es gelang mir, die Frage der gerechten Vergeltung von der Stellung zur Willensfreiheit ganz unabhängig zu machen, was von besonderem Werth sein dürfte, da die Willensfreiheit gerade in unserer Zeit zu den umstrittensten (und noch lange nicht erledigten) Problemen gehört. In Form eines Referates habe ich zur Illustrirung und Belebung eine kurze Darstellung der modernen kriminalpolitischen Bestrebungen mit eingeflochten, so daß der Leser auch über alles Wissenswerthe aus der Strafrechtsreform Auskunft erhält.

Ulm. Dietrich Heinrich Kerler.

Der Komoediantenroman. Von Paul Scarron. Mit einer Einleitung von Franz Blei. Georg Müller in München.

Paul Scarron war ein kleiner Abbé, der öfter ins Wirthshaus ging als in die Messe und lieber den lustigen Mädchen seiner Kumpanei Küsse gab als den frommen Damen des Adels die Kommunion. Man kann sogar sagen: Der zierliche Scarron war in jungen Jahren ein Trunkenbold, Mädchenläufer, Spieler und Bambocheur gewesen, der den Degen locker in der Scheide hatte. (Man stach sich damals wegen einer Bagatelle ab.) Es war ja auch nur das kleine Kollet, das Scarron nahm, und dies verpflichtete nicht zu einem kindlich-tugendhaften Lebenswandel, sondern zur Eleganz, zu Puder auf den Wangen, zu Schuhen mit goldenen Schnallen. Der Abbé trägt (und trug bis zur Revolution) den Degen wie ein Krieger und die Spitzen wie ein Hoffavalier; so hat er Aussehen und Vortheile dreier Stände und alles Glück bei den Frauen, die Beichte und Liebe, Frömmigkeit und Ausschweifung in Einem zu haben meinten, hatten sie einen Chypre duftenden Abbé im Bett, wie die Marion de l'Orme den Abbé Scarron. Dem gefiel dieses Leben um so mehr, als er keine frohe Kindheit gehabt hatte; und er brachte viele epikurische Talente dafür mit, deren Entfaltung die Zeit günstig war: in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts hingen noch Sonnenfäden der Renaissance in der Luft, besonders der französischen. Ein Talent nur besaß Scarron nicht: im Spiel zu gewinnen. Er verspielte immer bis aufs Hemd in der Gesellschaft von Scudery, Tristan l'Hermite, Rotrou, — Dichter und Spieler und Säufer alle Drei.

Da traf ihn das Schicksal. Seine Stiefmutter brachte mit ihren Kindern die häuslichen Verhältnisse in die von ihr gewünschte Ordnung, überzeugte Scarrons Vater, der die Dichter liebte und so auch seinen Sohn, daß es mit Dem so nicht weitergehe, daß er vielmehr eine solide Präbende brauche und zu einem Bischof müsse. Die Robe kam Scarron zu früh über sein kleines Kollet. Irgendein fettes Kanonikat wünschte er sich ja, für das Alter; aber so weit war er mit seinen dreiundzwanzig Jahren noch lange nicht, als er dem Zwang und der Noth doch nach-

geben mußte. Charles II de Beaumanoir, Bischof von Mans, erklärte sich bereit, den jungen Abbé als Gehilfen (pour domestique) anzunehmen, und verhieß ihm für später eine Pfründe. Als nach einer letzten durchzechten Nacht Scarron die Postkutsche erkletterte, die ihn nach Mans bringen sollte, tröstete ihn die Versicherung der ihn bis an den Wagen geleitenden Genossen, daß man in der Provinz Maine gut esse, wenig über den Kummer, Paris verlassen zu müssen, die Freunde und die Frauen, und die Nächte mit Beiden. Und seine Reisegesellschaft war schon ganz erbärmliche Provinz: alte asthmatische Landpfarrer, Kaufleute, ein paar dicke Weiber, Landjunker in dunkelfarbigen Tuchröcken. Aber er fand in seinem Bischof einen geistvollen Herrn, der einen vorzüglichen Tisch führte, und bald Gesellschaft, die ihm behagte, bald auch die Gelegenheiten zu der seiner Natur so nöthigen Libertinage. Das half ihm über die noch weiter bestehende Melancholie seines Exils hinweg. Und ein Anderes noch: der Roman comique, den er hier zum Theil erlebte, zum anderen imaginirte. In seinem Buch, das er nach seiner Rückkehr von Mans erst schrieb, steht die Rancune gegen die pedantische und langweilige Provinzgesellschaft, sein Zorn auf die gens d'église und seine heimliche Liebe für das fahrende Volk der Komoedianten, deren Leben damals, wie Bruscambille sagte, sans souci et quelques fois sans six sous war, was es auch wohl geblieben ist bis auf Heute. Wer Werth darauf legt, wird im Komoediantenroman das einzig vorhandene und beste Dokument der Provinzsitten und Gewohnheiten der Schauspielernomaden des siebenzehnten Jahrhunderts finden. Es ist aber auch das letzte Buch gallischer Art, wenn so zu bezeichnen erlaubt ist, was im Gargantua Rabelais' seinen stärksten Ausdruck, im Pantagruel sein Symbol fand. Schon zeigt ja Scarrons Roman die ersten Anzeichen der französischen Gesittung, in einem die Derbheit entschuldigenden Wort, in einem preziösen Euphuismus der Gefühle bei den eingeschalteten Novellen. Ganz naiv, wie bei dem Meister, ist die Ausgelassenheit nicht mehr. Scarrons Leben fällt in die Zeit der Wandlung; er erlebte noch die Diktatur des Hofgeschmackes unter dem vierzehnten Ludwig. Er hat seinen Roman nicht vollendet; vielleicht, weil er den natürlichen Ton dafür nicht mehr fand, vielleicht, weil er ihn für unzeitgemäß hielt, vielleicht auch, weil er dem Diorama seines Erlebten keine romanhaften Schlüsse erfinden wollte. Denn seine Figuren sind nach dem Leben, das keine Fabel hat. Ein Scarronforscher hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die wahren Personen des Komoediantenromanes herauszubringen, die dem Schöpfer zu Modell standen. Und die Literaturgeschichte hat Scarrons Vorbilder festgestellt in den spanischen Romanen, dem Gusman d'Alfarache, dem Lazarille de Tormes. In dem Sinn aber, wie wir es verstehen, war die französische Literatur nie eine originale. Das Wort Original ist im Französischen fast eine Beleidigung. Aber die fremde Anregung gab Meisterwerken das Leben. Man blättere in den gleichzeitigen Romanen, nein, man höre nur die Titel: Der Große Cyrus, Ibrahim Bassa, — und Scarrons Originalität wird ganz deutlich werden.

Nicht nur den Roman brachte Scarron aus der Provinz zurück, sondern auch die Gicht (oder was es sonst gewesen sein mag, das ihn hinfort zum Krüppel machte, der seinen Nabel nicht sehen, kein Glied sonst als die Finger bewegen konnte). Wie er dazu kam, erzählen nur Anekdoten. Aber der arme Cul-de-jatte verlor die Laune nicht; wenn er auch manchmal nachdenklich wurde, so war es nur für eine kleine Weile; denn Marion war noch immer eine schöne Frau und

die jüngere Ninon war es erst recht und Beide waren seine Freundinnen unter vielen. In seinem halbdamastenen Zimmer brauchte er auf Besuche nicht zu warten, der Doyen des malades de France, wie er sich in einem bösen Pamphlet gegen die Familie seiner Stiefmutter nannte und in den vielen Gedichten, in denen er um Pensionen bettelt, einem Brauch der Zeit mehr folgend als der Noth (schmachvoll ist dieser Brauch höchstens für die Angebettelten). Es ging Scarron nicht schlecht, er brauchte nur mehr, als ihm seine Pfründe und die Komoedien und burlesken Gedichte, die er schrieb, eintrugen.

Eines Tages kam zu dem Krüppel ein Mädchen, bestellte weinend Grüße von irgendwem, weinend, da es über seinen gelben Kattunrock längst hinausgewachsen war und sich darob schämte. Briefe dieses Mädchens an eine Freundin las Scarron danach; Briefe, die ihn rührten. Er sah die Kleine wieder und beschloß, sie zu heirathen. Die Frau, bei der das Mädchen wie eine Magd war, half dazu, aus Haß auf das hugenotische Kind, dem sie alles Böse wünschte und nichts Schlimmeres finden konnte als diesen gottlosen Krüppel. Scarron verkaufte seine Präbende um dreitausend Pfund und gehörte nicht mehr der Kirche. Und heirathete das Mädchen, Françoise d'Aubigné, deren Großvater der berümte Verfasser des Divorce satirique, deren Vatr ein Falschmünzer und Mörder war und die unter dem Namen der Madame de Maintenon Königin von Frankreich wurde. Dies aber ist das Zweite, was Scarrons Namen populär erhielt.

Scarron wollte eine Pflegerin, die schön anzuschauen war. Wohl dachte er vor der Eheschließung an mehr. Machte phantastische Pläne, nach den Antillen zu gehen, wo er, wie man ihm sagte, wieder gesund würde. Er blieb in Paris und blieb das unglückliche Z, das er war. Die junge Frau trat ihre Krankenwärterstelle in der Hochzeitnacht an. Was sie veranlaßt hat, Scarron zu heirathen, wird dürftig genug gewesen sein: eine Versorgung wollte die Vielgehetzte; nach Amerika, wo sie geboren war, sollte sie zurück, was sie nicht wollte. Der Charakter dieser Frau, die, um die Weiße ihrer Haut zu erhalten, sich die Ader schlagen ließ, die mit Ninon unter einer Decke lag, das Weib eines armen Dichters war und dann einen König und ein Reich beherrschte, das Edikt von Nantes, die Dragonnaden in den Cevennen vorbereitete, diese Frau wird nicht ganz deutlich zu machen sein; sie scheint jedesmal eine Andere. Wäre Françoise d'Aubigné nach Amerika zurückgekehrt, so hätte Louis XIV. weiter in Ballets getanzt, wie Karl Stuart seinen Kopf behalten hätte, wäre Cromwell nach Jamaika gefahren, wie er wollte und nicht konnte, da ihm die Schuhe fehlten.

„Was bringt Ihre Frau in die Ehe mit?“ fragte der Notar Herrn Scarron. Der sagte: „Zwei große, sehr eigensinnige Augen, eine prachtvolle Büste, ein paar schöne Hände und viel Geist.“ Damit (und es war viel) mußte sich der Krüppel begnügen; mit dem Anblick und Hören dieser schönen Dinge. „Du solltest ein Kind von ihr haben,“ sagte ihm sein Freund Ménage. Scarron wandte sich an seinen Kammerdiener: „Mangin, würdest Du gern meiner Frau ein Kind machen, wenn ich es befehle?“ „Wenn Sie es wünschen, gnädiger Herr, und mit Gottes Hilfe, gewiß.“ Doch er liebte seine Frau zärtlich und seine einzige Sorge galt ihrer Zukunft für den Fall seines Todes ... Er starb im Jahr 1660 inmitten seiner weinenden Leute: „Ihr werdet nie so über mich weinen, wie Ihr über mich gelacht habt.“

München. Franz Blei.

Börsenherbst.

„Ein Glück, daß wenigstens die Ballons steigen“: so sagten die Börsianer, als in der zweiten Oktoberwoche die Kurse um die Wette fielen. Dabei hatte die Woche gut angefangen. Nach den Trauertagen, die kurz vorher die Seelen aufwärts blickender Spekulanten bis in die tiefsten Tiefen erschüttert hatten, wärmte nun ein verspäteter indian summer die verängstigten Gemüther und lockte zu neuen Thaten. Die Freude dauerte kaum drei Tage. Dann zog wieder Kriegsgewölk herauf. Sicheres erfuhr man nicht; der Bericht von heute widersprach dem von gestern. Bald sollte Bulgarien, bald Serbien rüsten; am nächsten Morgen erklangen wieder Friedensschalmeien. Für die Börse war im Grund nur die Frage wichtig, ob es noch tiefer bergab gehe. Die Thatsache, daß, zum Beispiel, die Besitzer Deutscher Reichsanleihe und Preußischer Konsols den Balkanlärm mit einem Verlust von fast 150 Millionen Mark bezahlt hatten, ermuthigte nicht gerade zu kühner Hoffnung. Die Kursverluste sind zum Theil natürlich auf dem Papier geblieben; zu Massenverkäufen deutscher Renten ists nicht gekommen. Aber auch die Einzelverkäufe, ohne die der Kurs ja nicht gefallen wäre, zeigen abermals, wie gering die Widerstandsfähigkeit unserer Standardpapiere ist. Englands Konsols und Frankreichs Rente erging es freilich nicht besser als den deutschen Anleihen; die beiden Ausländer pflegen sich aber von solchen Anfällen rascher zu erholen.

War das Balkanspektakel wirklich der Grund der Panik? Ich zweifle. Auch ohne Ferdinand und Aehrenthal wäre es wahrscheinlich rückwärts gegangen. Die Börsen sind innerlich nicht gefestigt. In Berlin nützt eine kleine Baissepartei jede Gelegenheit aus und dupirt durch flinke Blankoverkäufe die Tagesspekulation, die ahnunglos in die von den Contremineuren angelegten Laufgräben hinabklettert. Nicht immer gelingts der Gegenpartei so prompt, die Baissiers aus ihren Stellungen zu vertreiben wie in dem (hier geschilderten) Kampf um den Markt der Schiffahrtaktien. Diese Erinnerung lehrt übrigens, wie rasch die Wetterfahne auf dem Börsenhaus sich dreht: heute würde wohl Niemand sich beeilen, Packetfahrtaktien der Contremine zu entreißen. Ballin hat seit dem einundzwanzigsten Juni manche Illusion zerstört. Vielleicht hätte er wieder vom überheizten Dampfkessel gesprochen, wenn ihm nicht die Sorge zu tief im eignen Haus nistete. Da verliert man die Lust, sich um neue Bonmots für die Börse zu bemühen. Der könnte es nicht schaden, wenn sie sich einmal mit ihrer Verdauung beschäftigte; denn es sieht so aus, als habe sie große Posten unverdauter Engagements im Magen. Der Kurssturz auf dem londoner Minenmarkt war eine Warnung, die nicht nur für die Stock Exchange galt. Auf die Ziffern der Goldausbeute, die in den ersten neun Monaten dieses Jahres fast schon die Höhe der Gesammtproduktion des Jahres 1907 erreicht hatte, gründete sich eine allgemeine Hausse in Goldshares. Seit drei Monaten sah man in London und Paris bei den Südafrikanern wieder vergnügte Gesichter. Am neunten Oktober fanden die halkyonischen Tage ein jähes Ende. Der Kaffernzirkus war, wie mit einem riesigen Besen, am Abend von allen Hausseengagements gesäubert. Hier sind die Folgen einer Ueberspekulation, noch gerade zur rechten Zeit vor der Medioliquidation, beseitigt worden. Inzwischen hat sichs ja gebessert, die Stirnen der Goldmänner sind wieder entwölkt und der Transvaal gilt als sanirt. Vorher aber gab es eine allzu große Menge unhaltbarer Engagements in London

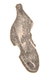
und Paris. In New York gehören sie zum eisernen Inventar der Börse. Gerade jetzt hört man ja nichts Beunruhigendes von drüben. Trotzdem leuchtet nicht eitel Sonnenschein über dem newyorker Börsenhaus. Große Posten amerikanischer Papiere sind von Europa hinübergekommen. London hat sich kräftig erleichtert; und nun muß die newyorker Finanz sehen, wie sie mit ihren Effektenschätzen ins Reine kommt. Ob die Papiere im Publikum unterzubringen sind oder ob sie in die Safes der Banken eingesperrt werden müssen: Das ist eine für die Gestaltung der newyorker „Tendenz" nicht ganz unwichtige Frage. Die Effekten, die Europa dem Mutterland zurückgeschickt hat, müssen natürlich bezahlt werden. Im Allgemeinen erledigt die nordamerikanische Union ihre Verpflichtungen in naturalibus. Das ist für sie der bequemste Weg. Diesmal aber werden die Getreidelieferungen zur Glattstellung der europäischen Guthaben kaum ausreichen. Man wird also gezwungen sein, Gold nach Europa zu schicken. Das suchen die Amerikaner dann wieder zu sich herüberzuziehen; sie forciren die Warenausfuhr oder beglücken die europäischen Märkte mit neuen Emissionen. Ob das zweite Mittel jetzt anzuwenden sein wird, ist recht zweifelhaft. Sicher aber könnte mans mit der Exportvermehrung versuchen. Das wäre ein bedeutsamer Schritt, der gerade jetzt für uns sehr wichtig werden könnte.

Das deutsche Eisengewerbe ist von einer Krisis heimgesucht. Am letzten Dezembertag verschwindet das Rheinisch-Westfälische Roheisensyndikat; und am ersten Oktober haben die „freihändigen" Verkäufe für die Zeit nach dem ersten Januar 1909 begonnen. Viele Abschlüsse ergaben wesentlich niedrigere Preise. Eine Folge des freien Wettbewerbes, der den Verkäufer an keine bestimmten Normen bindet. Die Thatsache, daß die großen Firmen mit eigenen Verkaufsbureaux arbeiten oder sich ihre eigenen Händler angeschlossen haben, reizt die kleineren erst recht zu freier Preisgestaltung. Nicht nur bei uns, sondern auch in England und Amerika wartet man unruhig auf die Folgen des Verschwindens der deutschen Roheisenverbände. Die Börse reagirte bis jetzt nur leise auf dieses nicht leicht zu nehmende Moment; meist nur, wenn gerade mal ein besonders ungünstiger Bericht aus dem Westen vorlag. Wirthschaftliche Probleme hält man sich gern vom Hals. Einer von den ganz Schlauen im Hitzighaus meinte neulich: „Wenn uns Alles so Wurscht wäre wie die Industrie, brauchten wir überhaupt nicht an die Börse zu gehen. Ob da draußen ein Roheisensyndikat existirt oder nicht, ist für unser Geschäft ziemlich schnuppe." Ein schöner Standpunkt; den die Kursbewegung aber zu rechtfertigen scheint. Wer die Montankurse denen vom Anfang des Jahres vergleicht, darf nicht glauben, ein getreues Bild der wirklichen Verhältnisse vor sich zu haben. Das Vermögen soll nicht verkürzt werden. Schön. Aber dann soll man auch einsehen, daß die künstliche Erhaltung eines der Industrielage nicht entsprechenden Kursniveaus in der ersten unruhigen Stunde gefährlich werden kann. Der Mangel an Konsequenz in der Gestaltung der Kurse zeigt sich besonders bei Papieren, deren Dividendencoupon auf den dreißigsten Juni lautet. Die Dividenden für das Jahr 1907/08 sind meist geringer als die des vorigen Jahres. Nun vergleiche man einmal die Kurse vor der Normirung der neuen Dividenden mit den späteren Notizen. Phoenix stand am zweiten Januar, also nach einer Dividende von 17 Prozent, 168; jetzt, bei einer Dividende von 11 Prozent, stehts 175. Harpen im Januar 194,25 (nach 12 Prozent Dividende), jetzt 200,40 (bei 11 Prozent); Hoesch 210,60 (bei 18) und 214,50 (bei 14 Prozent); Rheinstahlaktien 160,25 (bei 15) und 168,30 (bei 11 Prozent). Man

könnte sagen, um die Jahreswende seien, wegen der abnormen Geldtheuerung, die Kurse zu niedrig gewesen. Dieser Einwand könnte aber nicht die ganze Seltsamkeit solcher Kursgestaltung erklären. Die Montanindustrie hat fürs Erste nicht viel zu hoffen. Die Gesellschaften müssen zusehen, wie sie mit der neu geschaffenen Form des Verkehrs fertig werden. Kaum denkt man noch der Tage, da Eisen- und Kohlenaktien die Stimmung determinirten. Tempi passati. Die Feld-, Wald- und Wiesenaktie ist durch Spezialitäten verdrängt worden. Man kann die Entwickelung hier vielleicht mit der im Waarenhausbetrieb vergleichen. Ueber Wertheim, Tietz und Jandorf steht das Passagekaufhaus, die Vereinigung von Spezialgeschäften; und über der Montanaktie steht das Elektrizitätpapier. Die Volt und Ampère des elektrischen Stromes machen den Kalorien der Kohle den Rang streitig. Und die Spekulation lebt schon ganz im elektrischen Zukunftstaat. Die Herren Börsianer sind die gefährlichsten Umstürzler. Mit der Emsigkeit des gewerbemäßigen Ausverkäufers sorgen sie für die Räumung und Wiederbesetzung der Throne. Jetzt ist die Elektrizität en vogue. Die nächsten Dividenden sind dabei nicht so wichtig wie die kommenden Geschäfte. Seit Beginn des Jahres gewannen A.E.G. 29, Siemens & Halske 31 und Schuckert 21 Prozent. Dieser Werthzuwachs verpflichtet zu besonders günstigen Abschlußziffern. Enttäuschungen wirds da wohl kaum geben. Siemens soll große Geschäfte in Aussicht haben; bei einem ist, wie man hört, die Cyanid-Gesellschaft in Berlin und die Deutsche Bank betheiligt. Es handelt sich um die Errichtung einer Kalkstickstofffabrik an der Alz in Südbayern, über deren Bedeutung die Cyanid-Gesellschaft schon vor Jahr und Tag eine Denkschrift veröffentlicht hatte. Die richtete sich an die Adresse der bayerischen Regirung und hatte den Zweck, die schwerfällige Maschinerie des Bureaukratismus in raschere Gangart zu bringen. Ueber die Wichtigkeit der Gewinnung von Salpeter aus dem Stickstoff der atmosphärischen Luft sprach ich hier schon. Wasserkraft und Elektrizität liefern der neuen Industrie das Rohmaterial. Und Südbayern mit seinen abertausend unausgenützten Pferdekräften ist ein besonders aussichtreiches Gebiet für die neue Salpeterindustrie. Siemens und die Cyanid-Gesellschaft an der Alz kommen hoffentlich schneller ans Ziel als die Badische Anilinfabrik. Die Börse escomptirt in den Kursen der Elektrizitätaktien auch schon die Möglichkeit einer Elektrifizirung der Eisenbahnen und die wohlthätige Wirkung der zu schaffenden Elektrobank, von der man draußen doch noch recht wenig weiß. Wenn die bisher gemachten Angaben richtig sind, werden die an der Gründung betheiligten Finanzinstitute kein schlechtes Geschäft machen; sie sichern sich eine recht günstige Dauerverzinsung für bestimmte Kapitalien. Die Banken brauchen überhaupt mit der Situation nicht unzufrieden zu sein. Die Effekten- und Konsortialbestände sind gereinigt worden, und was an neuen Emissionen unterzubringen war, hat den Weg ins Publikum gefunden. Der Deckel wird vom Sirupfaß natürlich nur für die ganz Intimen abgenommen; der nicht zum Haus Gehörige, dessen Aktivlegitimation nur auf Neugier lautet, muß sich begnügen, das Faß von außen zu bewundern. Da der Bilanztermin naht, wird das Mögliche gethan, um die Kurse zu halten; doch die Banken haben sich schon „liquide gemacht" und deshalb weniger Neigung zu Interventionen. Sie glaubten jedenfalls, für die letzte Jahresparade diesmal früher als sonst fertig zu sein und keiner „Reinigung" mehr zu bedürfen. In der letzten Zeit aber hat man hier und da doch den Seufzer gehört: „Wenns so weiter geht, schimpfirt das letzte Quartal uns die ganze Geschichte." Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

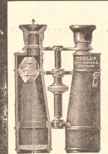





Alt!
Neu!

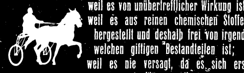


*


TERLUX


Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen
Ueberall zu haben.
Preis 85 Pfg. pro Schachtel.
Bitte auf die Schutzmarke zu achten.
Gegen Husten & Heiserkeit.


Sie fahren gut mit
Dr. Crato's Backpulver
weil es von unübertrefflicher Wirkung ist;
weil es aus reinen chemischen Stoffen


hergestellt und deshalb frei von irgend-
welchen giftigen Bestandteilen ist;
weil es nie versagt, da es sich erst
in Wärme auflöst.
Alleinige Fabrikanten:
Stratmann & Meyer ◆ Bielefeld
Knusperchenfabrik.



Geschäftliche Mitteilungen.

Elektrische Kuren. In neuester Zeit ist von ganz neuen Gesichtspunkten aus die Elektrizität wieder in den Dienst der leidenden Menschheit gestellt worden. Diesmal war es nicht die Medizin, sondern die Naturheilkunde, von welcher mit Erfolg hier neue Bahnen beschritten wurden. Die leitende Grundidee war dabei die, dass der menschliche Körper ein einheitliches Ganzes ist, dessen einzelne Glieder und Teile nicht für sich allein abgeschlossene Gebilde darstellen, sondern nur vom Centralnervensystem nach bestimmten Gesetzen geleitete Teile eines einheitlichen Ganzen sind. Wie bei jedem Körperteil seine ihn in Funktion erhaltenden Nervenverbindungen bis in das Centralnervensystem zu verfolgen sind, sodass das Fundament aller Funktionskraft der verschiedenen Körperteile einzig und allein in diesem Centralnervensystem zu suchen ist, so liegt es auf der Hand, dass auch durch besondere Behandlung des Centralnervensystems jedes Körperorgan zu beeinflussen möglich sein muss, wodurch dann jede bisher übliche lokale Anwendungsweise ausgeschlossen und nur eine, jedem Körper anpassbare Allgemeinbehandlung in allen Krankheitsfällen erforderlich ist. Seit vierzehn Jahren übt der weltbekannte Vertreter der arzneilosen Heilweise **J. G. Brockmann**, früher in Leipzig, jetzt in **Dresden**, nach diesen Grundsätzen seine elektrischen Kuren aus, die bereits von verschiedenen Blättern wiederholt anerkennende Besprechungen erfahren haben. Die durch zahlreiche Dankschreiben aktenmässig bewiesenen Erfolge zeigen zweifellos, dass wir es hier mit einem Fortschritt in der Naturheilkunde zu tun haben, wie wir einen solchen seit langer Zeit nicht erlebt haben. In seinem Werke: „Die Naturheilkunde“ (Verlag A. H. Payne, Leipzig-R) beschreibt der Verfasser eingehend diese elektrischen Kuren. Da dieses Buch nach verschiedenen Richtungen hin, wie die vielen darüber veröffentlichten Gutachten beweisen, wertvoll ist, so sollte dasselbe in keiner Familie fehlen, zumal es nur **M. 5.—** kostet und für alle Krankheitsfälle ein zuverlässiger Ratgeber ist, der durch seine kurzgefasste, klare Darstellungsweise alle ähnlichen Bücher weit übertrifft.

Seelenverständnis. Nur gebildete Menschen verstehen die allen Glauben übersteigende Anziehungskraft der zu froher Lebensbetätigung aneifernden Werke wie der Charakteranalysen von P. P. L. Schon seit 1890 gibt P. P. L. briefliche Charakterbeurteilungen von tieferer Bedeutung **nach eingesandten Handschriften.** Mit „Auskünften“, „Deutungen“ etc. hat die durchaus vornehme Praxis nichts gemein. Durch hochwillkommene Winke für das eigene Leben sind diese Seelenstudien ein Talisman für Unbefriedigte geworden. Viele sind ja Gesellschaftsmenschen comme il faut, aber ihrem persönlichen Leben fehlt der Reiz, ihrem Heim die Wärme, ihrer Unterhaltung die freudige Sympathie. Sonst liebe prächtige Freunde — aber sie fühlen, dass sie die in ihnen doch vorhandenen guten Eigenschaften nicht in gegenseitig angenehm beeinflussender Weise zur Geltung bringen. Und viele sind unzufrieden miteinander, weil sie sich gegenseitig nicht kennen und doch beherrschen wollen. Den Weg zum wohltuenden Gleichgewicht, zum rechten Sichverstehen zeigen die Charakteranalysen von P. P. L. Diese Arbeiten wirken auf gebildete Menschen mit der frischen Kraft eines seltenen mitreissenden Erlebnisses. Prospekt über tiefgreifende Wirkungen kostenlos. Anfragen wegen simpler Deutungen und dergleichen können nicht berücksichtigt werden. Marke für Rückantwort wolle nicht beigefügt werden. Für Menschen, die ein Bedürfnis nach Erkenntnis, nicht der Kitzel der Sensation treibt, sei hier die Adresse vermerkt: P. Paul Liebe, Schriftsteller und Phychographologe in Augsburg I.

Ehe- **schliessungen** rechtsgiltige, in **England**
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg
Brock & Co., London, E. C. Queenstr 90/91.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das **Sexual-Nerven-System des Menschen** und dessen Auffrischung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Nervenschwäche der Männer
Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.



Die Macht der Gedanken

Psychologischer Lehrgang in Gedankenbeeinflussung. Neue Methode mit praktischen Uebungen. Preis 1,20 Mk. **Saemann's** psycholog. Verlag, **Erfurt,** Boyenstr. 4.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. **2 Bände à Mark 2,—.**

Inhalt vom **I. Band:** Phrasien. Die Schulkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom **II. Band:** Bei Bismark a D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamystik. Der 2½=Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.
R. Richter,
Dresden A. 18, Bönischplatz 18.



Schreibst Du mit Feder noch so gut,
Weit besser schreibt die Liliput.

Die neuen

LILIPUT-Schreibmaschinen

sind das Schreibwerkzeug für jedermann.

MODELL EXCELSIOR für Korrespondenz Preis M. 58.—

1 Jahr Garantie.
Zahlungserleichterungen gestattet.
Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Keine Weichgummitypen. Alle Arten von Vervielfältigung. Geeignet für alle Sprachen durch einfache Auswechslung der Typenräder. Reisemaschine, da nur 3 kg Gewicht. Beste Korrespondenzmaschine all. Systeme i billig. Preislage. Glänzend Anerkennung. Prospekte u. Schriftproben kostenlos von

Deutsche Kleinmaschinen-Werke

m. b. H.

München 21, Lindwurmstr. 129-131.
Zweigniederlassungen in Berlin, Hamburg, Düsseldorf, Breslau, Cöln, Leipzig, Frankfurt am Main, Karlsruhe und Wien.
Münchener Ausstellung 1908: Halle II, Raum 158 und öffentliches Schreibbureau neben dem kgl. Ausstellungs-Postamt.
(10 Liliput in Betrieb)
Wiederverkäufer überall gesucht.

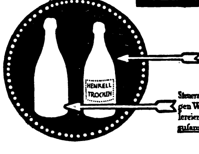
Die enormen Vorräte an Henkell Trocken nachgewiesen durch reichsstatistische Zahlen!

Wiederum ergibt sich aus den soeben erschienenen statistischen Veröffentlichungen des Reichs-Amtes für das letzte Etatsjahr, daß die steueramtlich aufgenommenen Vorräte an Henkell Trocken etc. für sich allein fast gleich waren den steueramtlich aufgenommenen Beständen sämtlicher anderen 215 deutschen und luxemburgischen Sektkellereien zusammengenommen.

Es ist undenkbar, schlagender die Anstrengungen unseres Hauses darzutun, nicht nur durch Verwendung erlesenster Rohmaterialien — siehe unsere gewaltigen Champagner-Importe — sondern auch durch vortreffliche Ablagerung das Beste vom Besten zu bieten.

HENKELL & CO.

Graphisch dargestellte Größenverhältnisse.



Steueramtlich festgestellte Vorräte an fertigem Henkell Trocken

Steueramtlich festgestellte Vorräte an fertigen Weinen bei den übrigen 215 Sektkellereien von Deutschland und Luxemburg zusammengenommen

Für Inserate verantwortlich: Rob. König. Druck von G. Bernstein in Berlin.